

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Dietrich Scholze

Die Lausitzer Sorben - einst und jetzt

Man könnte das Land der Sorben - die bis 1945 meist Wenden genannt wurden - mit einer Eisscholle vergleichen, die langsam schmilzt, ja die bereits in einige Teile auseinandergebrochen ist. Soziale, ökonomische und kulturelle Gründe führen zu einem stetigen Rückzug der sorbischen Sprache, des wichtigsten Merkmals ethnischer Zugehörigkeit, aus dem Alltag. Damit schrumpft das zweisprachige Gebiet in der Oberlausitz (im Osten Sachsen) ebenso wie in der Niederlausitz (gelegen im Südosten Brandenburgs). Zu den Ursachen für die Anpassung gehören wirtschaftliche Modernisierung und Strukturwandel, gehört die wachsende Dominanz deutschsprachiger Kommunikation in fast allen Lebensbereichen.

Und doch: Auf einem Areal von etwa 100 km Länge und 40 km Breite zwischen der deutsch-tschechischen Grenze und dem Spreewald südlich Berlins leben seit rund 1500 Jahren Angehörige eines westslawischen Volkes. Von ihrer Urheimat nördlich der Karpaten waren sie, entlang dem Mittelgebirgsnordrand, bis an Elbe und Saale gelangt. Ihre Vorfahren – die 631 erstmals auf Latein erwähnten „Surbi“ – haben einst, ge-

gen Ende der Völkerwanderung, ein weit größeres Territorium landwirtschaftlich erschlossen. Die Gruppe bestand aus 20 Stämmen, darunter die Milzener, die späteren Obersorben, und die Lusizer, die späteren Niedersorben; sie gaben der Region ihren Namen: Luzica/Lausitz. Die meisten Angehörigen der sorbischen Stammsgruppe gingen mit der Zeit in der deutschen Bevölkerung auf. Denn zwischen dem 8. und 12.

Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 108
Mai 2013

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com

3 In ihrem Beitrag erzählt die sorbische Rundfunk-Journalistin Marion Stensel die Geschichte der Domowina, der Dachorganisation aller sorbischen Institutionen und Vereinigungen.

4 Das Stuttgarter Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) berät und unterstützt Minderheiten in Osteuropa; Mitarbeiterin [Lea Moser](#) informiert über das dafür entwickelte „Minderheitenplanspiel“ für Tschechien.

5 Im Interview mit [Volker Klotz](#) vom Amt für Bibliotheksweisen stellt Brigitta Kustatscher ein kulturpolitisches Erfolgsprojekt und zugleich ein Stück Südtiroler Minderheitengeschichte vor.

II Erich Kästners Überleben in der Nazidiktatur; eine Spurenreise von [Martin Hanni](#) und ein Interview mit dem Literaturwissenschaftler und Kästner-Experten [Sven Haneschek](#)

13 Der siebenbürgische Schriftsteller [Franz Hodjak](#) sinniert über Muttersprache, Mehrsprachigkeit und die Unmöglichkeit des intentionalen Übersetzens.

Julia Frank ist eine junge Bildhauerin aus Laatsch, die bereits auf internationale Erfahrung zurückblicken kann. Ihre Arbeiten zum Projekt „Kunsthalle Hotel Eurocenter“ vom Frühjahr 2013 hat [Ulrich Egger](#) fotografiert.



Foto: Sorbisches Institut

Es geht um die Kołbasa

Mathias Priebe

Eine unerwartete Begegnung mit der sorbischen Sprache,
die eigentlich alltäglich sein müsste.

Der Minderheit eine Stimme geben; so titelt Lea Moser vom ifa Stuttgart (Institut für Auslandsbeziehungen) ihren Beitrag, in dem es um kulturelle Darstellungsmöglichkeiten von Minderheiten gegenüber Mehrheitsgesellschaften geht (S. 4). Und so könnte auch das Motto über dem Themenwinkel der vorliegenden Nummer 108/13 der

Kulturelemente lauten; dargestellt etwa am Beispiel der sorbisch-wendischen Minderheit in Ostdeutschland, deren kulturelle Situation der Direktor des Sorbischen Institutes, Prof. Dr. Dietrich Schulze-Solta, im Titelbeitrag eindringlich schildert. Das Interview von Brigitte Kustatscher mit Volker Klotz, verantwortlich für das deutschsprachige Südtiroler Bibliothekswesen (S. 5-6), verweist auf den lokalen Aspekt der Thematik, ohne diesen in den Mittelpunkt zu stellen.

Der siebenbürgische Schriftsteller Franz Hodjak sinniert in einem essayistischen Beitrag (S. 13) über Muttersprache und Vatersprache, das Problem der Sprachmentalität, schriftliche und mündliche Mehrsprachigkeit und die Unmöglichkeit des intentionalen Übersetzens. Mit Rezensionen über Neuveröffentlichungen von Texten des rumänisch-deutschen Autors Eginald Schlattner erweitert Prof. Sigurd Paul Scheichl das Thema ins spezifisch Literarische.

Julia Frank ist eine junge Bildhauerin aus Laatsch, die bereits auf internationale Erfahrung zurückblicken kann. Ihre skulpturalen Beiträge zum Projekt „Kunsthalle Hotel Eurocenter“ vom Frühjahr 2013 in Lana hat Künstlerkollege Ulrich Egger fotografiert (im Galerieteil). Hannes Egger hat mit der Künstlerin während einer Wanderung über ihre künstlerische Weltsicht ebenso gesprochen wie über ganz konkrete Herausforderungen künstlerischer Arbeit. (S. 11)

Die Redaktion

So ein Winterferientag im Lausitzbad ist laut und hektisch. Eine Familie auf zwei Schränke und vier Umkleidekabinen zu sortieren, ist eine Herausforderung. Marko vergisst im Gewühl seine Jacke. Papa ermahnt ihn: „Marko, twój kapa!“ Der Junge nörgelt sogar sorbisch zurück. Nein, das waren keine Polen. Dort heißt die Jacke Kurtka. Tschechisch: Bunda. Was heißt eigentlich sorbisch: „In fünf Minuten gibt es in Sauna zwei den nächsten Aufguss“?

Der Lausitzer Sprache geht es wie den Fußnoten in Frau Schwans Doktorarbeit: klein gedruckt, liederlich recherchiert, oft falsch, manchmal vergessen. „Die sorbische Sprache lebt“, steht auf der Internetseite hoyerswerda.de und der OB grüßt höflich mit „Witajce k nam“. Immerhin. Tiefer im Siedlungsgebiet wird es kurioser: „Welcome to Katholische Pfarrgemeinde St. Mariä Himmelfahrt Wittichenau“ heißt es auf der dazu gehörigen Webseite, nachdem ich auf die blau-rot-weiße Fahne geklickt habe. Französisch hätte ich mir als Missverständnis erklären können.

Boxberg.de, Spreetal.de, Lohsa.de (immerhin mit Driewitz/Drewcy der Mittelpunkt des Sorbenlandes) – nichts! Elsterheide.de malo, also wenig. www.panschwitz-kuckau.de müsste aber vollständig übersetzt sein. Dort wohnt schließlich unser sorbischer Ministerpräsident. Ein paar Begrüßungssätze auf der Startseite, das war's. Oh weh, weh, weh! Auf seiner Webseite steht: „Stanislaw Tillich. Der Sachse.“ Den Sorben gibt's nur am Wochenende. Selbst von Google ist dieses Volk verlassen. Maltesisch kann die Suchmaschine, sogar Esperanto. Das

spricht nun wirklich niemand! Aber, da sind sie wieder, die typisch sorbischen Probleme. Ich kann mir vorstellen, einen Manager bei Google zu überzeugen, dass die Sprache gebraucht wird. An der Frage, welches Sorbisch das Richtige ist, dürfte Sorbengoogle allerdings scheitern.

Stellen Sie sich vor, jemand würde den Špieß umdrehen! Deutsche wären plötzlich in der Minderheit. Dann würden wir erkennen, dass eine Sprache nicht an der Kaffeetafel sonntags und in ein paar teuren Theaterstücken überlebt. Sie muss im Alltag bleiben. Mein Ausflug ins Internet zeigt, dass der Faden gerade abreißt. Die Vogelhochzeit war wieder. Gesungen wird überwiegend deutsch. Bilder wie aus Groß-Särchen, mit Kindern in neuer Tracht, sind eine schöne Ausnahme. Zampern in NVA-Uniform mag ab dem dritten Weinbrand lustig sein. Gelebtes Brauchtum ist das nicht. Viele Orte, an denen eine kleine Sprache gebraucht wird, sind verschwunden. Damit meine ich nicht einmal die Kohledörfer, an die das Tageblatt gerade erinnert. Den Hühnerwagen, die Kneipe oder den Dorfladen bringt niemand zurück. Im Kaufland steht unter der Wurst nun mal nicht „Kolbasa“. Um die geht es hier. In Bautzen zeigen Lauencenter und Saturn, wo die kulturelle Reise hingehört: „Soo muss Technik“. Die können nicht mal Deutsch!

Sorbisch hat den Dreißigjährigen Krieg, das Tausendjährige Reich und 40 Jahre Sozialismus überlebt. Wie viele Jahre soziale Marktwirtschaft wird es aushalten? Wird Marko seinen Kindern noch „Kapa“ beibringen? Oder ist das Jacke wie Hose? Š

reelle Engagement konzentrierte sich dabei auf die südliche Oberlausitz, denn seit dem Wiener Kongress von 1815 war das sorbische Siedlungsgebiet ein weiteres Mal geteilt: Die Nieder- und die nordöstliche Oberlausitz kamen zu Preußen, der Rest mit der katholischen Enklave zum nunmehrigen Königreich Sachsen. In der Folgezeit wurden den Regierenden einige Zugeständnisse abgerungen, so zur systematischen Verwendung des Sorbischen in Schule und Kirche.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 verstärkten sich die Tendenzen zur Zentralisierung und Germanisierung. Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit hatte die sorbischen Bauern aus der Isolation geführt, in den Außenbeziehungen benötigten sie nun das Deutsche. Ererbte Sprache und Tradition begannen zurückzuweichen. Industrialisierung, Straßen- und Eisenbahnbau veränderten zusätzlich die Bevölkerungsstruktur. In dieser Situation setzte die junge Generation der Sorben – ihre Elite studierte in Leipzig (die Evangelischen) beziehungsweise in Prag (die Katholischen) – dem vereinten Deutschland ebenfalls eine geballte Kraft entgegen: die jungsorbsche Bewegung. Die künftigen Pfarrer und Lehrer versuchten ab 1875 den kulturellen Rückstand gegenüber benachbarten Völkern aufzuholen. Dabei wurden die Auswirkungen der industriellen Entwicklung deutlich spürbar. Die Braunkohenvorkommen, die zunächst als Reichtum der Region begrüßt worden waren, gefährdeten in Gestalt der Tagebaue den Bestand der slawischen Minderheit. Aus den einheimischen Bewohnern rekrutierte man Bergarbeiter, die ihre Höfe verkauften und ihre Muttersprache ablegten.

1912 gründeten die Sorben eine Dachorganisation für ihre Vereine: die „Dornowina“ („Heimat“). Neuer Elan wuchs ihnen nach dem Ersten Weltkrieg zu, als Deutschlands politische Schwäche offenkundig war. Doch Autonomie in einer eigenen Verwaltungseinheit forderten sie vergeblich. Immerhin bot die Weimarer Verfassung in Artikel 113 Schutz für die „fremdsprachigen Volksteile des Reichs“. Damit wurde an die fortschrittliche Tradition der Frankfurter Nationalversammlung von 1849 angeknüpft. Die dunkelsten Traditionen deutsch-sorbischer Konfrontation hingegen führten die Nationalsozialisten fort, die 1937 sämtliche ethnischen und kulturellen Aktivitäten der Sorben verbo-

ten, darunter den Schulunterricht. Viele Angehörige der älteren Generation blieben daher als Sorben Analphabeten. Engagierte Pfarrer und Lehrer beider Konfessionen wurden aus den Lausitzern zwangsversetzt.

So verwundert es nicht, dass der Untergang der NS-Diktatur von den meisten Sorben als Befreiung empfunden wurde. Slawische Brüder, namentlich Russen, Ukrainer und Polen, hatten in ihrer Heimat den Krieg beendet. Die sowjetische Besatzungsmacht unterstützte die Erneuerung der nationalen Bewegung, die bis 1950 an die Seite der ostdeutschen Kommunisten trat. Nicht von ungefähr: Auf Antrag der Sozialistischen Einheitspartei hatten die Parteien des sog. Demokratischen Blocks im Sächsi-



Foto: Sorbisches Institut

schen Landtag 1948 das Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung verabschiedet. Es war das erste Gesetz in der deutschen Geschichte, das dem slawischen Ethnikum wirkliche Rechte in Bildung und Kultur, Wissenschaft und Verwaltung einräumte. 1950 wurde es als Verordnung für Brandenburg übernommen.

In den 40 Jahren ihres Bestehens (1949-1990) hat die DDR die sorbische Sprache und Kultur beträchtlich gefördert. Die rechtliche Stellung der Minderheit war im internationalen Vergleich zeitweise vorbildhaft. Das Recht auf öffentliche Anwendung der Sprache, darunter vor Gericht, war ebenso gesichert wie die zweisprachige Beschriftung von Ortschaften, Straßen und staatlichen Einrichtungen. Ein differenziertes Schulwesen, u. a. mit Sorbisch als Unterrichtssprache, wurde eingerichtet. Die Gründung zahlreicher kultureller und wissenschaftlicher Institutionen ermöglichte es den Sorben grundsätzlich, eine sorbische bzw. sorbisch-deutsche, also eine mehrfache Identität zu erwerben.

Dennoch standen die tatsächlichen Ergebnisse der sogenannten Leninschen Nationalitätenpolitik in keinem adäquaten Verhältnis zum Aufwand. Ihr primärer Zweck war ein politisch-ideologischer: das slawische Ethnikum fest in das realsozialistische System einzubinden. So wurde die „Dornowina“ direkt dem Zentralkomitee der SED unterstellt, sie trug faktisch einen Maulkorb. Den Sorben blieb – ebenso wie den Ostdeutschen – die Mitwirkung an wichtigen staatlichen Entscheidungen verwehrt, Reisen nach Westeuropa waren vor 1990 praktisch unmöglich.

Trotz aller Einschränkungen verdient die Minderheitenpolitik der DDR Anerkennung. Nahezu alle sorbischen Einrichtungen, die in den ersten 20 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen wurden, bestehen fort. Sie werden seit 1992 von der Stiftung für das sorbische Volk getragen, deren 18-Millionen-Euro-Etat anteilig vom Bund (3/6), von Sachsen (2/6) und von Brandenburg (1/6) gebildet wird. Im Zeitalter der Globalisierung ist – im Prinzip – jede Minderheit zu einem Assimilationsprozess und zum allmählichen Aufgehen in der umwohnenden Mehrheit verurteilt. Dennoch sollte versucht werden, das Potenzial an humanen Werten und historischen Erfahrungen zu erhalten, das die andere Sprache, Kultur und Tradition in sich birgt. Bikulturalität ist in einem demokratisch verfassten Staatswesen überdies ein Standortvorteil.

Im Oktober 1989 fehlte der „Domowina“ ein Konzept für die Zukunft. So konstituierte sich an der Basis eine Volksversammlung, die eine Reihe von Forderungen aufstellte. Sie betrafen den Schutz des Siedlungsgebiets vor der weiteren Zerstörung durch den Braunkohlenbergbau, die administrative Gliederung beider Lausitz, Entwicklungen im Schulwesen und im kirchlichen Raum sowie die Demokratisierung der sorbischen Vereinstätigkeit. Der Eingangsvertrag zwischen beiden deutschen Staaten im Sommer 1990 sicherte den Sorben in einer Protokollnotiz die Wahrung ihrer nationalen Identität zu und bekräftigte die Freiheit von Sprache und Kultur. Gleichwohl gelang es nicht, dies durch einen Artikel im Grundgesetz der Bundesrepublik zu verankern. In ihren Verfassungen und in speziellen Sorbengesetzen garantieren Sachsen und Brandenburg den „Ureinwohnern“ der Lausitz jedoch entscheidende Rechte. Nach Erhebung-

Wegkreuz mit sorbischer Inschrift in Cannowitz bei Kamenz: das sorbische Kerngebiet bildete eine katholische Enklave im evangelisch geprägten Umfeld.

Thema

gen vom Ausgang des 20. Jahrhunderts leben heute 50-60.000 Menschen in Deutschland, die auf eine sorbische Herkunft verweisen können, davon zwei Drittel in der Ober- und ein Drittel in der Niederlausitz. Legt man indes die Sprachbeherrschung zugrunde, dann

bleibt nur die Hälfte: etwa 25.000 Muttersprachler des Obersorbischen (davon 15.000 Katholiken) und bis zu 5000 des Niedersorbischen. Diese Situation war ein Grund für die Einführung des Witaj-Modellprojekts im Jahr 1998. Es ist ein weit reichender Versuch zur

Wiederbelebung der sorbischen Sprache, zunächst vor allem in Kindergärten und Schulen der Region. Denn Schönreden hilft nicht: Falls diese pädagogische Großaktion scheitert, ist die sorbische nationale Substanz in ihrem Kern langfristig gefährdet.

Marion Stensel

Eine Heimat für die sorbische Kultur

Hundert Jahre Domowina

„Domowina“ steht für „Heimat“ – abgeleitet vom sorbischen Wort „domownja“. Und genau das soll die Domowina sein: eine Heimstatt für sorbische Vereine und Vereinigungen, ungeachtet dessen, welcher Konfession ihre Mitglieder angehören, welche Weltanschauung sie vertreten oder in welchen Teilen der Lausitz sie leben.

Ziel und Aufgaben der Domowina sind es, die politischen und kulturellen Interessen der etwa 60.000 Sorben bzw. Wenden, die zumeist in den Bundesländern Sachsen und Brandenburg leben, auf regionaler, Landes- und Bundesebene zu vertreten und die sorbisch bzw. wendische Sprache und Kultur zu erhalten und zu fördern. Das Symbol der Domowina zeigt (seit 1949) auf rotem Untergrund drei silberne Lindenblätter, die aus einem Baumstamm mit acht Wurzeln erwachsen. Ein abgebrochener, aber noch festverwurzelter Stamm treibt neue Blätter.

Die Domowina – offiziell „Domowina – Bund Lausitzer Sorben e.V.“ – ist der Dachverband sorbischer Vereine und Vereinigungen mit rund 7.000 Mitgliedern. Hauptsitz ist in Bautzen im Haus der Sorben, eine zweite Geschäftsstelle, die des Domowina-Regionalverbandes Niederlausitz, hat ihren Sitz im Wendischen Haus in Cottbus. Außerdem gibt es vier Regionalbüros in Crostwitz (Kreis Kamenz), Hoyerswerda, Bautzen und Schleife (Kreis Weißwasser/Niesky).

Vor hundert Jahren gegründet

Gegründet wurde die Domowina am 13. Oktober 1912 in Hoyerswerda. 60 Vertreter aus 31 sorbischen Vereinen trafen sich damals zur Gründungsversammlung. Zu den Gründungsmitgliedern gehörte der aus Dissen in der Niederlausitz stammende sorbische Pfarrer Gottlieb Schwella/Bogumil Swjela. Er war danach viele Jahre stellvertretender Vorsitzender. Zum ersten Vorsitzenden wurde Arnost Bart

gewählt. Dem neuen Dachverband Domowina konnte jeder Verein beitreten, der auf christlicher königs- und vaterlandstreuer Grundlage stand.

Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem auch viele Sorben/Wenden ihr Leben verloren, nahm die Domowina 1920 wieder ihre Arbeit auf. Während der Zeit des Nationalsozialismus versuchten die neuen Machthaber, die Domowina für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Alles Slawische sollte ausgemerzt werden, aus den Sorben/Wenden sollten wendisch sprechende Deutsche werden. Im März 1937 wurde die Domowina verboten, 1941 enteignet. Viele wichtige Kulturdenkmäler wurden zerstört, sorbische Bücher verbrannt.

Neuanfang nach dem 2. Weltkrieg

Bereits zwei Tage nach Kriegsende, am 10. Mai 1945, wurde die Domowina in Crostwitz (Kreis Kamenz) neu gegründet. Paul Nedo war ihr neuer Vorsitzender. In der Niederlausitz kam es erst 1946 zur Wiedergründung, und das in Werben, unweit von Cottbus. Zunächst war die Domowina nur in der Oberlausitz in Sachsen tätig. Führende SED-Kader in Brandenburg stuften die Aktivitäten als separatistisch ein und verboten sorbische Aktivitäten. Während der DDR-Zeit wurde auch die Domowina – wie alle anderen Parteien und Massenorganisationen – von der SED vereinnahmt. Seit ihrem VII. Bundeskongress 1969 nannte sie sich „Domowina – sozialistische nationale Organisation der



Foto: Sorbisches Institut

Das „Haus der Sorben“ in Bautzen/Budysin beherbergt die wichtigsten sorbischen Institutionen der Region, wie die Domowina und das Sorbische Institut.

Sorben“. In der Verfassung der DDR von 1949 gab es einen Artikel zum Minderheitenschutz, in dem die Sorben als fremdsprachiger Volks- teil anerkannt wurden, aber nicht als nationale Minderheit. Im November 1989 riefen oppositionelle Sorben die Domowina zum nationalen Dialog auf und forderten eine grundsätzliche Wende. Der sorbische runde Tisch, an dem verschiedene Interessenvertreter der Sorben mitarbeiteten, bereitete den Erneuerungsprozess der Domowina vor. Am 17. März 1990 fand ein außerordentlicher Bundeskongress statt, auf dem ein neues Statut angenommen wurde und in dem sich die Domowina zur politisch unabhängigen und selbständigen nationalen Organisation des sorbischen/wendischen Volkes erklärte. Als eingetragener Verein ermöglichte sie auch wieder den Beitritt sorbischer Vereine und Verbände, womit sie als juristische Nachfolgerin an die Domowina von 1912 anknüpfte.

Marion Stensel

„Witajso do nas“

Das sorbische/wendische Programm des rbb

„Witajosdo nas – Seien Sie herzlich begrüßt“ – so beginnen die Sendungen für die sorbischen/wendischen Hörer, die montags bis freitags von 12.00 bis 13.00 Uhr (Wiederholung am Abend von 19.00 bis 20.00 Uhr) und sonn- und feiertags von 12.30 bis 14.00 Uhr zu hören sind. Wöchentlich elfeinhalb Stunden lang bietet das niedersorbische/wendische Radioprogramm aus dem Regionalstudio Cottbus des rbb (Rundfunk Berlin-Brandenburg) eine interessante Mischung aus Information und Unterhaltung: Sendungen zur Geschichte, Kultur und dem gesellschaftlichen Leben der Sorben/Wenden in Dokumentationen, Features, Reportagen, Hörspielen, Porträts, Literatur und Musik. Dazu gibt es kirchliche Beiträge, Magazin- und Bildungsprogramme, Kinder- und Jugendsendungen.

All dies ist natürlich gemischt mit Musik. Das sorbische Musikarchiv im Cottbuser rbb-Studio umfasst inzwischen über 7.000 Titel – von der populären Unterhaltung über die Volksmusik bis hin zur Klassik. Diese Sammlung wird ständig durch weitere Eigenproduktionen und Industrieträger ergänzt. Der rbb gab bisher auch drei eigene sorbische CD-Editionen heraus: „Damdalija“ – niedersorbische Volkslieder, „Nasdom“ – Pop-Musik der Niederlausitzer Sorben, und eine Edition zum zehnten Jubiläum der „rbb-Konzerte sorbischer Musik mit

jungen Künstlern im Cottbuser Konservatorium“. Des Weiteren wurden Kinder- und Jugendsendungen sowie eine Geschichtsserie aus dem Hörfunkprogramm für den niedersorbischen Sprachunterricht in Schulen und für die Arbeit in den WITAJ-Kitas der Niederlausitz übernommen.

Sechzig Jahre Sorbischer Rundfunk

Seit dem 14. Oktober 1948 gibt es sorbischsprachige Sendungen im deutschen Rundfunk. Erste niedersorbische Beiträge wurden ab 1950 erstellt und aus dem Studio Potsdam gesendet. Am 22. März 1953 wurde beim Staatlichen Rundfunkkomitee der DDR ein sorbisches Studio in Görlitz gegründet. Die Sendungen aus diesem Studio waren bis auf wenige Beiträge fast ausschließlich in Obersorbisch. Aus anfänglich 70 Minuten wurde die wöchentliche Sendezeit Ende 1954 auf 90 Minuten erweitert, davon waren seit dem 1. April 20 Minuten auf Niedersorbisch. Am 01. Januar 1957 gründete sich dann die Sorbische Redaktion bei Radio DDR, Sender Cottbus. Seit dem 01. Januar 1992 gibt es niedersorbische/wendische Sendungen beim Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg – heute Rundfunk Berlin-Brandenburg – und obersorbische Hörfunksendungen aus dem Studio Bautzen des Mitteldeutschen Rundfunks.

Thema

Lea Moser

Der Minderheit eine Stimme geben!

Nehmen wir an, Sie sind 20 Jahre alt und gehören der deutschen Minderheit in Tschechien an. Da Sie aber in einem tschechischen Kindergarten und einer tschechischen Schule waren und alle Ihre Freunde der Mehrheitsgesellschaft angehören, sind für Sie die deutschen Wurzeln nicht mehr als ein vergangenes Relikt Ihrer Großeltern, mit dem Sie sich nicht persönlich identifizieren. Sie selbst fühlen sich als Tscheche und nicht als Angehöriger einer Minderheit. Doch ist es nicht schade, dass die kulturellen Wurzeln Ihrer Familie gänzlich in Vergessenheit geraten?

Das Gegenszenario: Sie sind sich Ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit bewusst und engagieren sich in einem Verband, der sich mit den kulturellen Besonderheiten Ihrer Minderheit auseinander setzt und die Interessen dieser vertritt. Doch der Verband stößt immer wieder an seine Grenzen in Ihrer Gemeinde, da er die Wünsche und Belange der Mitglieder gegenüber der Mehrheitsgesellschaft nicht ausreichend äußern und durch-

Durchführung zuständig ist. So können in einem simulierten Kontext mögliche Lösungswege realitätsnah ausprobiert werden.

Fiktiv und doch realitätsnah

Das Projekt wurde 2010 bereits mit großem Erfolg in Polen durchgeführt. Um das Planspiel nun in Tschechien zu realisieren, wurden zwei Vortreffen mit den zwei Verbänden



Quelle: ifa

Minderheitenplanspiel für Tschechien: Politische Partizipation stärken und generationenübergreifend beim Planspiel für die deutsche Minderheit zusammenarbeiten.

setzen kann. Welche Rechte stehen Ihnen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft zu und wie können diese nach außen geäußert werden?

Diese Fragen beschäftigen die Verbände und Vertreter der deutschen Minderheit in Tschechien. Denn so oder so ähnlich sieht teilweise der Alltag der Angehörigen der Minorität aus. Um das Bewusstsein für die deutsche Minderheitenkultur zu stärken und Interessen und Rechte zu vermitteln, organisiert das ifa (Institut für Auslandsbeziehungen) in Kooperation mit CIVIC – Institut für Internationale Bildung, ein Planspiel in Tschechien.

Planspiele sind beliebt und werden verstärkt in der politischen Bildung und der Wirtschaft angewendet, da die Teilnehmer Handlungsstrategien in einer fiktiven Ausgangslage üben können. Komplexe Planungs- und Ent-

der deutschen Minderheit in Tschechien (die Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien und der Kulterverband der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechischen Republik) durchgeführt. In den Vorgesprächen konnte die Lage der Angehörigen der deutschen Minderheit erfasst und das Szenario des Planspiels daran angepasst werden: „Die Situation soll so nahe ähnlich wie möglich an der Realität sein“, erklärt Seifert. Dabei sollen die Teilnehmer für die Möglichkeiten und Grenzen einer Interessendurchsetzung sensibilisiert und politische Teilhabe attraktiv gemacht werden. Denn Ziel des Simulationsspiels ist es, die Durchsetzungsfähigkeit der Angehörigen der deutschen Minderheit gegenüber häufigen und wichtigen Gesprächspartnern zu stärken. Ein weiteres Bestreben ist außerdem, die jüngere Generation für die Belange

Seifert. „Wir versuchen auch zwischen den Generationen zu vermitteln.“

Das Planspiel, das in einer fiktiven Gemeinde in Tschechien spielt, ist in verschiedene Interessengemeinschaften eingeteilt. Darunter gibt es eine Gruppe, die die Interessen der Deutschen Botschaft in Prag einnehmen soll, zwei Gruppen, die die Verbände der deutschen Minderheit in Tschechien vertreten, einen Stadtrat der fiktiven tschechischen Gemeinde und Vertreter aus Medien, Wirtschaft und der Kirche. Das Simulationsspiel richtet sich vorerst an alle Angehörigen der deutschen Minderheit und deren Umgebung. Vom 28. - 30. Juni 2013 wird es eine Generalprobe des Planspiels in Prag geben. Die Premiere ist dann für die zweite Jahreshälfte 2013 oder Anfang 2014 geplant.

ifa-Programmbereich „Integration und Medien“

Das Planspiel reiht sich in verschiedene Projekte und Konzepte ein, die ifa-Kulturmanager/-innen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa und in der GUS konzipieren und durchführen, um die deutsche Minderheit zu stärken und die Verständigung mit den Mehrheitskulturen zu intensivieren. Neben den Kulturmanager/-innen entsendet das ifa auch Redakteure und Medienwirte, die dann in deutsch- oder zweisprachigen Redaktionen von Zeitungen, Radio- und TV-Sendern der deutschen Minderheit tätig sind. Die Redakteure fördern die freie Berichterstattung und den interethnischen Dialog.

Das Entsendeprogramm wird vom Programmbereich „Integration und Medien“ des ifa koordiniert. Dieser fördert Projekte für die deutsche Minderheit in der GUS, Polen, Rumänien und weiteren Ländern der Region. Mit den verschiedenen Projekten aus Kultur, Bildung, Jugend und Medien verfolgt der Programmbereich „Integration und Medien“ das Ziel, die Partizipation und Sichtbarkeit der deutschen Minderheit zu erhöhen, indem Einrichtungen und Verbände der Minderheiten dabei unterstützt werden, sich verstärkt in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse einzubringen und sich positiv in ihrem gesellschaftlichen Umfeld zu positionieren. Zusammen mit den Angehörigen der deutschen Minderheit werden Schwerpunktbereiche definiert, die in naher Zukunft entwickelt und durch einen nachhaltigen Ansatz gesichert werden, damit das Erreichte auch nach einer Förderung weiter überlebensfähig bleibt. Die kulturelle und bil-

Das Institut für Auslandsbeziehungen

Das ifa (Institut für Auslandsbeziehungen), gegründet 1917 in Stuttgart, engagiert sich weltweit für ein friedliches und bereicherndes Zusammenleben von Menschen und Kulturen. Es fördert den Kunst- und Kultauraustausch in Ausstellungs-, Dialog- und Konferenzprogrammen. Als Kompetenzzentrum der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik vernetzt es Zivilgesellschaft, kulturelle Praxis, Kunst, Medien und Wissenschaft. Es initiiert, moderiert und dokumentiert Diskussionen zu internationalen Kulturbeziehungen.

Das ifa ist weltweit vernetzt und setzt auf langfristige, partnerschaftliche Zusammenarbeit. Es wird gefördert vom Auswärtigen Amt, dem Land Baden-Württemberg und der Landeshauptstadt Stuttgart. Mehr Informationen unter www.ifa.de.



Foto: funkforum.net

scheidungsprozesse werden in mehrstufigen Verhandlungsverfahren initiiert, die eng an die Realität angelehnt sind. Politische Prozesse werden greifbarer, durchschaubarer und damit zugänglicher. Außerdem werde die Kompromissfähigkeit an den Teilnehmern geschult, erklärt ifa-Kulturmanagerin Christiane Seifert, die auf Seiten des ifa für die

der deutschen Minderheit zu gewinnen. „Eine Hoffnung ist, dass das Interesse an der Minderheitensituation wächst“, so Seifert. Dennoch richte sich das Planspiel nicht ausschließlich an Jugendliche und junge Erwachsene, sondern an alle Generationen mit deutschem Migrationshintergrund, da es den Strukturen vor Ort entsprechen solle, erklärt

dungspolitische Förderung ist Teil der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik des Auswärtigen Amtes und damit deren Zielen verpflichtet. Dies bedeutet, dass sie den kulturellen Dialog über Grenzen hinweg fördern und zur Sicherung des Friedens, zur Verwirklichung der Menschenrechte und zu einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit beitragen soll.



Foto: museion.it

Brigitte Kustatscher

Wie verstehen Sie die Rolle des Amts für Bibliotheken und Lesen im Literaturbetrieb Südtirols?

In meinen Augen hat das Amt für Bibliotheken und Lesen gewissermaßen mehrere Stoßrichtungen. Auf der einen Seite versuchen wir, die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass es den Bibliotheken möglich ist, ein literarisches Angebot zur Verfügung zu stellen – und zwar für die Zielgruppen Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Ich denke, das ist uns in den letzten Jahren sehr gut gelungen, in erster Linie durch den Auf- und Ausbau der Bibliotheken und ihrer Bestände. Dies hängt natürlich auch damit zusammen, dass die Bibliotheken angemessen finanziert werden, einmal vom eigenen Träger, aber auch durch Landesbeiträge. Dadurch ist es möglich, jedes Jahr ihren Bestand mit Neuerscheinungen zu erweitern.

Weiters versuchen wir, durch Veranstaltungen unserem Bibliothekspersonal den Zugang zu Neuerscheinungen zu ermöglichen. Dies geschieht beispielsweise durch unsere Veranstaltungsreihe „Lesen – Hören – Wissen“. Man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, dass zwei Drittel unserer Bibliotheken ehrenamtlich geführt werden. Für diese ehrenamtlich Mitarbeitenden Menschen ist es natürlich schwer, zu Informationen zu kommen. Dies ist ein Unterschied zu hauptamtlich geführten Bibliotheken, in denen das Personal einfach die Fachkompetenz mitbringt und in denen es natürlich viel mehr Recherchemöglichkeiten gibt. Begleitend zu dieser Veranstaltungsreihe haben wir seit mittlerweile drei Jahren eine Kooperation mit dem Bibliothekswerk in Salzburg, in deren Rahmen wir eine Rezensionsdatenbank erstellen. Dem Bibliothekspersonal ist es also möglich, auf diese Rezensionen zuzugreifen und der Service wird auch zunehmend mehr genutzt. Zudem sichtet ein Mitarbeiter unseres Amtes die Neuerscheinungen, verfasst Rezensionen und betreut Literaturrunden in einzelnen Bibliotheken. Er ist also gewissermaßen ein Handlungstreiber in Sachen Literatur und legt den Schwerpunkt seiner Buchempfehlungen auf Bücher, welche nicht so sehr Mainstream-Charakter haben, denn diese Literatur findet auf jeden Fall ihren Weg in die Bibliotheken. Er stellt auch Bücher vor, die nicht so leicht zu vermitteln sind, da sie einfach einen gewissen Anspruch haben. Im Bereich der Tiroler Literatur haben wir aber sicherlich Defizite vorzuweisen. Wir veranstalten schon immer wieder Lesereisen mit Tiroler AutorenInnen, allerdings erfolgt ihre Organisation nicht systematisch. Andererseits ist es für Schulen und Bibliotheken viel einfacher, sich Tiroler AutorenInnen zu einer Lesung einzuladen als beispielsweise SchriftstellerInnen aus Norddeutschland. Und das übernehmen wir dann

„Lesen gehört zum Leben“

Volker Klotz, Direktor des Amtes für Bibliotheken, im Kulturelemente-Gespräch über Literaturvermittlung, Leseförderung und die Rolle von Bibliotheken in einer Kulturlandschaft.

für sie. Die Südtiroler AutorenInnen verfassen zudem nicht in erster Linie Kinder- und Jugendliteratur und ihre Texte sind durchaus komplex. Deshalb eignen sie sich eher für Autorenbegegnungen mit etwas höheren Schulklassen, die aber durchaus sehr gut ankommen.

Also kommt dem Amt für Bibliotheken und Lesen eher eine organisatorische Rolle zu?

Ja. Wir bewegen uns auf einer Metaebene. Wir machen tendenziell weniger, was sich direkt an die Leserschaft richtet, sondern versuchen einfach, die Rahmenbedingungen für Leseförderung und Literaturvermittlung zu schaffen. Darin unterscheiden wir uns natürlich von anderen Einrichtungen wie beispielsweise der Drehscheibe oder dem JuKiBuZ.

Welche Überlegungen gingen der Gründung eines eigenständigen Amtes für Bibliotheken voraus?

Die Gründung geschah vor dem Hintergrund des zweiten Autonomiestatuts von 1972, durch das man eine gewisse Selbstständigkeit im Zusammenhang mit beispielsweise Museen oder Bibliotheken erlangt hat. Es war also so, dass das Land die Aufgabe gesehen hat, neben Schulen und Kindergärten auch die Erwachsenenbildung und das Bibliothekswesen zu fördern. Man hat sich dabei zunächst eher an Österreich orientiert, wobei das Bibliothekswesen anfänglich ein Anhänger der Erwachsenenbildung war. Mit dem Bibliotheksgesetz, das 1983 vom Südtiroler Landtag verabschiedet worden ist, ist es gelungen, das Bibliothekswesen als eigenständigen Bereich zu etablieren.

Das hat dann wirklich zu dieser fulminanten Entwicklung der Bibliothekslandschaft in Südtirol beigetragen: Im Jahre 1981 hat es zwei hauptamtlich geführte Stadtbibliotheken gegeben, heute gibt es 45 hauptamtlich geführte Bibliotheken. Zudem wurde das System der Schulbibliotheken ausgebaut. Ich denke, dass dieser Umstand auch dazu beigetragen hat, dass es in Südtirol, was das Lesen betrifft, sehr gute Ergebnisse im Zusammenhang mit der PISA-Studie gegeben hat, wobei hier natürlich jeder versucht, das Wasser auf seine Mühlen zu lenken. Aber ich denke schon, dass es in Südtirol gelungen ist, das umzusetzen, was sonst immer von Experten verlangt oder eingefordert wird: das Lesen im Kreis der Familie. Dafür versuchen wir jetzt mit dem Projekt Bookstart Akzente zu setzen. Es braucht natürlich diese Lesefreude, das Sich-Einsetzen für das Lesen im Bereich der Schule und es braucht außerschulische Leseangebote.

Ich denke, dass der Ausbau der Bibliothekslandschaft sicherlich dazu beigetragen hat, dass beispielsweise der Schüler oder die Schü-

lerin in Gsies genauso die Möglichkeit hat, eine Bibliothek zu nutzen, wie jemand, der zufälligerweise in Bozen aufgewachsen ist.

Welche Rolle hat eine Bibliothek im Literaturbetrieb Südtirols? Inwiefern fungieren Bibliotheken als Schleusenwärterinnen (Gate-Keeper) von Literatur?

Ich denke, es gibt zwei Grundüberlegungen zu diesem Thema: Auf der einen Seite geht es darum, dass die Bibliothek der Ort ist, der Literatur bereitstellt – und zwar ohne Wertung, schlussendlich wird eine Bibliothek durch Steuergelder finanziert. Das heißt, dass diejenigen, die einen Trivialroman lesen möchten, genauso mit ihren Steuergeldern dazu beigetragen haben, dass die Bibliothek geführt werden kann, wie diejenigen, die hohe Literatur lesen möchten. Auf der anderen Seite hat die Bibliothek durch die Auswahl von Literatur, die sie trifft – und man muss eine Auswahl treffen – schon die Möglichkeit zu selektieren. Diese Selektion ist aber schon auch abhängig vom Lesepublikum. In den letzten Jahren hat die Bibliothek auch ganz stark die Rolle der aktiven Literaturvermittlerin übernommen, und zwar durch verschiedene Aktionen und Initiativen wie beispielsweise Leserunden.

Arbeitet das Amt für Bibliotheken und Lesen mit anderen literaturvermittelnden Institutionen zusammen?

Ja. Generell sind zwei unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mit dem Bereich der Leseförderung betraut: eine Kollegin übernimmt den Bereich der Kinder- und Jugendliteratur und ein Kollege betreut neben den Schulbibliotheken den Bereich der Erwachsenenliteratur. Es gibt durchaus Zusammenarbeiten mit der Drehscheibe, mit dem JuKiBuZ, mit den Nordtiroler KollegInnen, mit dem Bereich Innovation und Beratung, mit Bildungsausschüssen und Senioreneinigungen. Wir arbeiten also auch mit Institutionen zusammen, die über die klassischen Literaturanbieter hinausgehen. Man ist in dieser Hinsicht Teil eines größeren Ganzen.

An der Universität Bozen gibt es den Studiengang „Kommunikationswissenschaft: Bibliothekarisches Wissensmanagement“, der als bibliothekarische Ausbildung vorgesehen ist. Worauf wurde bei der Konzipierung des Studienganges geachtet?

Dieser Studiengang ist als bibliothekarische Grundausbildung gedacht, bei der den Studierenden das Rüstzeug und die Voraussetzungen für die Bibliotheksarbeit mitgegeben wird. Zudem sollen sich die Studierenden das nötige bibliothekarische Fachwissen und soziale Kompetenzen aneignen. Ein besonderer Schwerpunkt

Interview

Mit dem Bibliotheksgesetz, das 1983 vom Südtiroler Landtag verabschiedet worden ist, ist es gelungen, das Bibliothekswesen als eigenständigen Bereich der Kulturvermittlung zu etablieren.

des Studiengangs liegt im Bereich der Kulturarbeit, die man in einer Bibliothek auch leistet.

Wie wirkt sich der Service Biblio24 auf die Bibliothekslandschaft in Südtirol aus?

Es ist so, dass dieses Angebot wirklich fulminant gestartet ist und es extreme Zugriffsraten gibt. In Zusammenarbeit mit der Landesbibliothek wurde entschieden, dass für so einen virtuellen Service nur eine Bibliothek, also die Landesbibliothek, als Anbieterin in Frage kommt, auch wenn das Angebot nicht unbedingt ganz wissenschaftlich ist. Ein großer Erfolg von Biblio24 ist es, dass die Landesbibliothek damit wirklich auch die Peripherie Südtirols erreicht, dass es also möglich ist, dass auch die Menschen im Vinschgau, im Pustertal oder im Wipptal von zu Hause aus auf Dienstleistungen der Landesbibliothek zugreifen können. Ich denke, dieses Angebot wird noch verbessert, wenn die Umsetzung des landesweiten Südtiroler Leseausweises gelungen ist. Dadurch wird es nämlich nicht einmal mehr notwendig, dass man eingeschriebenes Mitglied der Landesbibliothek ist, um ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen zu können: Mit einem Leseausweis kann man alle Dienstleistungen, die vom Südtiroler Bibliothekssystem geboten werden, nutzen. Wenn die Umsetzung des landesweiten Leseausweises gelingt, sind wir der Vision einer Bibliothek Südtirol ein großes Stück nähergekommen.

Stichwort Bestandsauf- und -abbau: Nach welchen Kriterien wird der Buch- und Medienbestand der Bibliothek erweitert? Nach welchen Kriterien werden Medien aus dem Bestand ausgemustert?

Vorausgeschickt sei, dass wir seit einigen Jahren ein Bestandskonzept von den Bibliotheken einwerben, in dem formuliert ist, welche Zielsetzung die Bibliothek verfolgt, welche Zielgruppe sie anspricht und wie sich davon der Bestandsauf- und -abbau ableitet. Damit werden auch Etatüberlegungen verknüpft: Man weiß eben, wohin genau die Mittel fließen, die einer Bibliothek zur Verfügung stehen.

Der Zielbestand einer Bibliothek sollte zwei Medieneinheiten pro EinwohnerInn umfassen. Der Sättigungsgrad beträgt ungefähr drei Medien pro Einwohner. In Summe haben wir diese Zahl durchaus erreicht: Bei ca. 500.000 EinwohnerInnen in Südtirol haben wir in etwa vier Medien pro EinwohnerIn vorzuweisen. Der Bestand soll zudem interessant und aktuell sein. In dem Moment, wo eine Bibliothek ihren Zielbestand erreicht hat, kann sie ihn aktuell halten, indem sie kontinuierlich neue Medien ankauft und veraltete ausscheidet. Dieses Thema ist klarerweise oft ein heißes Eisen, wobei es natürlich Bereiche gibt, in denen es leichter ist, solche Entscheidungen zu treffen. Dazu gehört zum Beispiel der Bereich der Sachliteratur. Schwieriger ist es sicher im Bereich der erzählenden Literatur, weil beispielsweise ein Buch, das mehrere Jahre nicht ausgeliehen worden ist, trotzdem nicht veraltet. Aber man muss eben Entscheidungen treffen, denn eine Bibliothek kann nicht ins Unendliche wachsen. Wir vom Amt für Bibliotheken und Lesen möchten diese Ent-

scheidungen etwas erleichtern, indem im zukünftigen Bibliothekszentrum in Bozen ein Exemplar von jedem Medium, das es in Südtirol gegeben hat, aufbewahrt wird. Dadurch wird es dem Bibliothekspersonal leichter gemacht, sich von älteren Beständen zu trennen.

Daneben gibt es natürlich Kriterien wie beispielsweise die inhaltliche Aktualität von Medien oder die äußerliche Beschaffenheit. Häufig werden auch Medien ausgemustert, aber durch andere aus demselben Genre ersetzt. Das Amt für Bibliotheken und Lesen leistet beim Bestandsauf- und -abbau Hilfestellung, indem seine Mitarbeiterinnen den einzelnen Bibliotheken vor Ort dabei helfen. Die endgültige Entscheidung über ihren Bestand trifft aber auf alle Fälle die jeweilige Bibliothek selber. Natürlich hat die Frage, welche Literatur in einer Bibliothek vermittelt werden soll, Konfliktpotenzial. Nicht von ungefähr waren unsere Mitarbeiterinnen in den letzten Jahren oft in Bibliotheken unterwegs. Dieser Service kann durchaus Erfolge verzeichnen: Die Bibliotheken, in denen der Bestand mit Hilfe des Amts für Bibliotheken und Lesen aktualisiert worden ist, verzeichnen deutlich bessere Entlehnungszahlen.

Wonach richtet sich die Auswahl der Bücher, welche vom Amt für Bibliotheken und Lesen empfohlen werden?

Bei den Buchempfehlungen geht es um gehobene, anspruchsvolle Unterhaltungsliteratur, die nicht unbedingt jeder kennt oder die nicht unbedingt auf den Bestsellerlisten zu finden ist. Auch präsentieren wir Bücher von kleineren Verlagen, die nicht wirklich im Rampenlicht stehen. Dieses relativ breite Spektrum bewältigt unser Mitarbeiter nicht allein. Er ist beispielsweise kein Krimileser – diesen Bereich übernimmt jemand anders für ihn.

Im Kinder- und Jugendbuchbereich verhält es sich ähnlich. Es geht immer wieder um jene Literatur, die unserer Meinung nach vermittelt werden muss und über die gesprochen werden soll und die es manchmal ungleich schwieriger hat, ihre LeserInnen zu finden. Es geht generell darum, dem Lesepublikum ein möglichst vielfältiges Angebot an Literatur zu bieten.

Wie und nach welchen Kriterien werden AutorInnen zu Autorenbegegnungen eingeladen?

Dahinter stehen verschiedene Überlegungen. So wird von uns beispielsweise immer wieder versucht, neue Namen zu finden und zu präsentieren. Auf neue Schriftstellerinnen und Schriftsteller stoßen wir auf Buchmessen oder durch Kontakte mit anderen Fachstellen. Ein weiteres Kriterium für die Auswahl ist, dass die Literatur zielgruppengerecht sein soll: Haben wir beispielsweise mehr Ansuchen um Lesungen aus Grundschulen vorliegen, so gestaltet sich die Suche nach geeigneten AutorInnen natürlich dementsprechend. Bei den Zuweisungen der Lesungen müssen wir natürlich auch darauf achten, dass die AutorInnen nicht kreuz und quer durchs Land kutschieren werden, sondern annehmbare Fahrtstrecken auf sich nehmen.

Besonders gerne laden wir jene ein, die gerade eine Neuerscheinung auf dem Markt haben. Manchmal machen sie uns auch auf andere AutorInnen aufmerksam, die für uns interessant sein könnten. Es kommt auch vor, dass sich AutorInnen von sich aus bei uns melden und sich anbieten.

Generell müssen die SchriftstellerInnen zu Südtirol passen, das heißt, sie sollten beispielsweise eine gewisse Sensibilität für unsere sprachliche Situation haben.

Bild der Literatur in der Öffentlichkeit: Hat sich Ihrer Meinung nach die Präsentation von Literatur und AutorInnen mit der Zeit verändert?

Das Bild der Literatur und ihre Präsentation in der Öffentlichkeit haben sich sicherlich geändert. Ob sich damit aber der Rezipientenkreis verändert oder vergrößert hat, kann man nur mutmaßen.

Was ist für Sie persönlich das beste Konzept, nach dem Literatur vermittelt werden kann?

Ich finde, das persönliche Gespräch und die Begeisterung, mit der Lesende potenziellen LeserInnen von einem Buch erzählen und berichten. Dies ist für mich die beste und die nachhaltigste Literaturvermittlung. Wenn es den Menschen, die im Literaturbetrieb stehen, gelingt, diese Begeisterung und Informationen über Bücher weiterzugeben, ist dies das idealste Konzept von Leseförderung.

Wie wird Literaturvermittlung und Leseförderung in Zukunft stattfinden? Gibt es besonders durchsetzungsfähige, erfolgversprechende Konzepte? Veraltet beispielsweise das Konzept der Lesung oder der herkömmlichen Buchpräsentation?

Das kann nicht genau vorhergesagt werden, da der Literaturbetrieb einfach von bestimmten Moden geprägt wird. Das Konzept unserer Autorenbegegnungen beruht beispielsweise auf einer Formel, die fast dreißig Jahre alt ist. Nach wie vor aber sind die Autorenbegegnungen sehr gefragt, erfolgreich und ihr Konzept noch gültig, weil es einfach darum geht, jedem Schüler und jeder Schülerin im Laufe der schulischen Karriere eine Autorenbegegnung zu ermöglichen – unabhängig davon, wo sie die Schule besuchen. Ob dieses Samenkorn der Leseförderung dann aufgeht, hängt natürlich von verschiedenen Faktoren ab. Diese Autorenbegegnungen stehen beispielsweise den Initiativen des JuKiBuZ gegenüber, die sich im Grunde genommen auf den Raum Bozen beschränken und sich an jene richten, die an sich schon gerne lesen und mit dem Lesen bereits vertraut sind. Wichtig ist, dass das Lesen durch landesweite Aktionen immer wieder in den Blick der Öffentlichkeit gerückt wird, um der Kulturtechnik Lesen die elitäre Konnotation zu nehmen und es als etwas darzustellen, was zum täglichen Leben gehört: Eine Aktivität, die zum Leben gehört wie Sport, Essen gehen, oder abends mal ein Bier trinken gehen.

Literaturvermittlung und Leseförderung in Südtirol

Brigitte Kustatscher: Literaturvermittlung und Leseförderung in Südtirol
Studien zur Literatur- und Medienrezeption (Hsg: Stefan Neuhaus), Band 9, LIT Verlag, Wien, 2012

Literatur muss vermittelt werden, damit sie ihr Publikum erreicht und damit Leseförderung stattfinden kann. Auf welche Art und Weise dies geschieht, wie, über welche Instanzen und mit welchem Ziel Literaturvermittlung und Leseförderung in Südtirol stattfinden – diesen Fragen widmet sich die Publikation. Ausgangspunkt dafür bilden zunächst die literaturtheoretischen, den Literaturbetrieb als Feld, Diskurs oder System betrachtenden Ansätze von Bourdieu, Foucault und Luhmann. Auf den Begriff des Gate-Keepers, welcher auf literaturvermittelnde und lesefördernde Institutionen als sogenannte Pförtner im Litera-



Foto: Cover

turbetrieb verweist, wird ebenfalls eingegangen. Anschließend wird gewissermaßen eine Bestandsaufnahme ebensocher in Südtirol vorhandenen Instanzen vorgenommen. Dabei wird das Hauptaugenmerk auf das Bibliotheksse-
sen gelegt, zweifelsohne eine der einflussreichsten und prägendsten Institutionen der Literaturvermittlung und Leseförderung in Südtirol. Interviews mit im Literaturbetrieb stehenden Personen zeigen am Schluss der Publikation exemplarisch auf, in welchem Verhältnis Theorie und Praxis von Literaturvermittlung in Südtirol zueinander stehen.



Hannes Egger

Mit Julia Frank von Laatsch nach Glurns

Foto: Hannes Egger

Wir gehen von Laatsch nach Glurns. Den Weg hat Julia Frank ausgewählt. Sie, Jahrgang 1988, stammt aus Laatsch und hat in Carrara bei Aron Demetz studiert. Gerade ist sie aus New York zurück gekehrt und bereitet sich auf einen Studienaufenthalt in London vor. Das elterliche Wohnhaus mit ihrem Atelier befindet sich am Dorfrand, nahe der Halle der Freiwilligen Feuerwehr. Diese ist unser Treffpunkt. Von dort aus spazieren wir linker Hand zuerst ein paar hundert Meter eine Straße entlang, anschließend verwandelt sich diese in einen Feldweg. Dieser führt gleich zu Beginn an einem rechts liegenden Bunker vorbei. Durch Winterfelder geht es nach Glurns. Julia Frank hat einen Wanderweg ausgesucht, den sie gerne geht – zum Abschalten, wie sie sagt. Wichtig ist ihr, dass keine Autos unterwegs sind. Der Feldweg läuft zwei Kilometer Richtung Glurns. Eine Option für sie wäre auch der Wanderweg von Schlinig zur Schlinigeralm gewesen. Dort gibt es lecker zu essen. Die Tante führt die Alm. Wir gehen nach Glurns, auch deshalb, da für die Künstlerin die Sicht, die Aussicht, das Sehen, bedeutend sind. Aus dem Fenster ihres Ateliers sieht sie vor sich die Ortlergruppe. Sie nennt die Berge nicht einziges Mal beim Namen, wie sie über die Aussicht aus ihrem Atelier spricht. Ihr geht es um etwas Anderes als um das Bergpanorama. Von ihrem Fenster aus sieht sie keinen Boden: keine Felder, keine Glurnser Stadtmauern, den Bunkern vor der Haustür nicht, nicht einmal die Spitze der Pfarrkirche der nahen Stadt. Sie sieht eine „abgeschnittene“ Welt. Dieser nach oben gerichtete Ausblick ist das Sinnbild für ihre Weltsicht. Es ist Symbol für das „Abgehobensein“ der Künstlerin. Den Weg, welchen wir begehen, hat Frank auch deshalb gewählt, weil er ihr den Bodenbezug herstellt. Es ist der andere Teil, der reale, bodenverhaftete Teil des Bildes, der Imagination, der Aussicht, welchen sie aus ihrem Atelier nicht sieht. Wir laufen nun in das Bild, nicht aber, indem wir durch dieses hindurch laufen, nein, wir gehen unten durch, am Boden, der unsichtbar ist. Dieser Boden ist wandelbar, an ihm zeigen sich die Spuren der Menschen und der Jahreszeiten. An den Bergen und Nadelwäldern an den Hängen, sowie am Himmel, der sich darüber aufbäumt, gibt es weniger, bzw. andere Transformationen zu beobachten.

Es ist Julia Franks Bild, wenn sie in Richtung Italien sieht. Sie kann aber auch in die Schweiz oder nach Österreich sehen. „Eine Bereiche-

nung“, meint sie. Dies verändert wiederum die Perspektive.

Laatsch ist für Julia Frank vielfaches Magazin. Das Lagerproblem, welches viele Künstlerinnen und Künstler beschäftigt, kennt sie allzu gut. Es stellt sich häufig die Frage, was aufzuhalten werden soll / aufbewahrt werden kann. Auch der Imperativ der Lagerformel muss bedacht werden. Arbeiten müssen bestehen bleiben oder zumindest dokumentiert werden. Frank arbeitet als Bildhauerin, dreidimensionale Werke nehmen besonders viel Raum ein – in den Ausstellungen und im Lager.

Künstlerin sein bedeutet nicht nur, über ein weitläufiges Lager zu verfügen, sondern ist zudem ein überaus komplexer Job, der mannigfaltige Kompetenzen erfordert. Neben der Kernkompetenz, (gute) Werke zu schaffen, müssen die Arbeiten fotografiert werden, dann müssen die Fotos bearbeitet werden, zusätzlich soll gelesen werden und soziale Kontakte dürfen auch nicht vernachlässigt werden, zwischendurch sollte außerdem irgendwie Geld verdient werden.

Der Feldweg ist zu Ende. Wir betreten Glurns und Frank erzählt von GAP (Glurns Artist Point). Es handelt sich um ein offenes Atelierhaus. Entstanden ist es 2012 in einem Stadel. Gegründet und betreut wird es von vier jungen Kreativen aus der Gegend um Glurns: Julia Frank, Andi Tappeiner, Simon Troger und Angelika Ziernheld. Zur Eröffnung im Sommer 2012 kamen 200 Besucherinnen und Besucher. Täglich waren ca. 60 Interessierte dort, Einheimische und Gäste; insgesamt wurden 650 Personen gezählt. Die Zusammenarbeit mit den lokalen Tourismusbetrieben klappte, vor allem mit der „Post“ und dem „Grünen Baum“. Beide Betriebe schickten ihre Gäste in die Ausstellung. Zudem ist die Stadt klein, d.h. dass auch Laufpublikum die Ausstellungen findet. Die Gäste interessierten sich für die Arbeit der Künstlerinnen.

Der Stadel, in dem GAP untergebracht war, wird nun umgebaut und steht nicht mehr für die kulturelle Tätigkeit zur Verfügung. Der Besitzer hat andere und neue Pläne. Das GAP-Team hat bereits neue Räumlichkeiten ausgeforscht. Es handelt sich um den alten Jugendraum, dem ersten im Vinschgau. Dieser ist im Besitz der Stadt und muss nun adaptiert wer-

den. Eingebaut werden sollen ein oder mehrere Zimmer, Werkstätten, Nasszellen und Ausstellungsräumlichkeiten. GAP ist offene Werkstatt mit Ausstellungsmöglichkeit. Interessierte Künstlerinnen und Künstler können sich beim GAP-Team melden und die Räumlichkeiten nutzen. Gastkünstler aus dem In- und Ausland können im Ausstellungsraum exponieren. Anfragen gibt es. Das Projekt soll international ausgerichtet werden. Für 2013 Jahr ist der Aufenthalt eines israelischen Künstlers geplant, vorher wird eine Künstlerin aus Deutschland zu Gast sein. Für Frank ist Glurns ein idealer Ort für das Atelierhaus: es ist idyllisch und ruhig, es verfügt aber dennoch über eine bestimmte Infrastruktur: es gibt Geschäfte, Restaurants und Bars sowie eine relativ große Gewerbezone mit kompetenten Handwerkern, die disponibel sind und zuhören.

GAP ist ein altruistisches Projekt mit offenen Türen, es geht darum, Platz zu schaffen, Platz für das Allerwichtigste im künstlerischen Prozess – das Arbeiten. Zusätzlich können Ausstellungen organisiert werden. Für Frank ist dies nebensächlich, denn es gibt andere Vereine, die sich um die Shows kümmern. Arbeitsraum aber wird nirgendwo zur Verfügung gestellt. Die lokale junge Kunstszene soll mit GAP unterstützt sowie der internationale Austausch gefördert werden. Der Verein hat auch vermittelrischen Anspruch: interessierte Personen sollen jederzeit vorbei kommen können und mit den Künstlerinnen und Künstlern sprechen, um deren Arbeits- und Denkweise besser zu verstehen, wodurch nachhaltige Sensibilisierung geschehen soll. Frank und Co. wollen mit GAP in die Zukunft investieren, lokale Talente fördern und einen Raum für Experimente bieten. Nichts Steriles, kein White Cube.

Wir sind nun wieder am Rückweg, es ist derselbe wie der Hinweg. Der Feldweg von vorhin führt uns nun gegenläufig Richtung Laatsch. Wir sehen in der Ferne das Gebäude mit dem Atelier von Julia Frank. Ich drehe mich ein paar Mal um, betrachte Glurns, schaue ins Münsterthal. Julia Frank schreitet ruhig, Schritt für Schritt. Sie spricht von New York, von ihren letzten Arbeiten, von neuen Zeichnungen, einem Video und einer Installation mit Blumentöpfen. In Laatsch essen wir noch eine Kleinigkeit, dann trennen sich unsere Wege.



Foto: Hannes Egger

Bodenbezug und Abgehobensein kennzeichnen ihren Blick auf die Welt und schlagen sich in den Arbeiten der jungen Bildhauerin Julia Frank nieder.

Martin Hanni

„Ich war eine Ameise, die Tagebuch führte“

Vor 80 Jahren, am 10. Mai 1933, wurden auf dem Berliner Opernplatz und in weiteren deutschen Universitätsstädten zehntausende Werke öffentlich verbrannt – auch die Bücher des Schriftstellers Erich Kästner. Wenige Wochen zuvor hatte er in Meran noch ausgiebig Tennis gespielt.

„Gegen Dekadenz und moralischen Zerfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner“ lautete einer der nationalsozialistischen „Feuersprüche“ der Rundfunkübertragung vom Opernplatz

in Berlin. Erich Kästner mischte sich an diesem Abend ebenfalls unter die Leute und war Zeuge dieser höllischen Verschwörung gegen viele Schriftsteller Deutschlands. 1946 erinnert sich Kästner im Vorwort seines Buches Bei Durchsicht meiner Bücher an den Tag der Bücherver-

brennung: „Ich stand vor der Universität, eingeschlossen zwischen Studenten in SA-Uniform, den Blüten der Nation, sah unsere Bücher in die zuckenden Flammen fliegen und hörte die schmalzigen Tiraden des kleinen abgefieberten Lügners. Begräbniswetter hing über der Stadt. [...] In dem folgenden Jahrtausend sah ich Bücher von mir nur die wenigen Male, die ich im Ausland war. In Kopenhagen, in Zürich, in London. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, ein

verbotener Schriftsteller zu sein und seine Bücher nie mehr in den Regalen und Schaufenstern der Buchläden zu sehen. [...]“ Bereits von Februar bis Mai 1933 hatte die Gleichschaltungsstrategie der Nationalsozialisten begonnen, schwarze Listen wurden erstellt und Bücher renommierter Autoren verschwanden aus Buchläden und Bibliotheken. Während viele Schriftsteller und Freunde Kästners Deutschland verlassen mussten, kam für ihn eine Flucht vor dem System nicht in Frage. Bereits Ende März 1933, als er gemeinsam mit einer Prager Studentin in

Erich Kästner
(Dresden, 1899 – München, 1974) weigerte sich 1933, wie viele seiner Freunde ins Exil zu gehen.



Foto: Imigraine-aura

Meran weit, nimmt er in einem Brief zum Thema Emigration Stellung und schreibt in einem Brief an seine Mutter: „Also, mit dem Draußenbleiben, das kommt gar nicht in Frage. Ich hab' ein gutes Gewissen, und ich würde mir später den Vorwurf

der Feigheit machen. Das geht nicht.“ Seinem Freund Hermann Kesten, der bereits nach Paris geflüchtet war, schrieb er wenige Tage später – ebenfalls aus der Kurstadt – eine Ansichtskarte. Aus dieser ist zu entnehmen, dass Kästner sich in Meran sportlich betätigte und schöne Tage verbrachte: „[...] Arbeiten tu ich nichts. Tennis spiel' ich wie ein Daviscup-Ersatzmann [...] Hier war es, sieht man vom Zeitlesen [sic!] ab, sehr schön.“ 1933 emigrierte auch Stefan Ehrenzweig, ein weiterer Freund Kästners, welchem er 1957 das Buch „Menschen und andere Tiere“ zukommen ließ. Kästner vermittelte zwischen der von Ehrenzweig mittlerweile betriebenen New Yorker Galerie und dem Zeichner Flora: „Es würde mich freuen, wenn sich aus der Korrespondenz mit Ehrenzweig etwas Nützliches ergebe [...]. Ein Jahr später stellte Flora tatsächlich in der „Este Gallery“ Ehrenzweigs aus.

Der 1922 im kleinen Städtchen Glurns geborene Künstler konnte ab Mitte der 1950er Jahre immer wieder kleinere Arbeiten Kästners illustrieren. Im Buch Wie's halt so kommt erinnert sich Flora an Kästner: „Er war ein hochtalentierter Schriftsteller, sehr zurückhaltend und scheu im Umgang mit Menschen. Er konnte Kinder eigentlich nicht leiden, das war schon merkwürdig, wenn man an die wunderbaren Kinderbücher denkt.“ Kästner bezeichnet Schriftsteller und Zeichner als „Zwillinge“, deshalb sei Flora für ihn ein „Bilderschriftsteller. Er ist ein Literat.“ Flora war es auch, der Kästners Kriegstagebuch „Notabene 45“ mit einigen Zeichnungen bereicherte. Kästner beschreibt darin unter anderem seine Zeit in Mayrhofen im Zillertal, als Teil einer Gruppe, die in Tirol an einer fiktiven Filmproduktion arbeitete, um den schrecklichen Zuständen in Berlin zu entkommen. In den trefflich formulier-



Paul Flora (Glurns, 1922 – Innsbruck, 2009) illustrierte Kästners Kriegstagebuch „Notabene 45“.

ten Aufzeichnungen traf Kästner am 27. Mai in Mayrhofen sogar auf einen Südtiroler: „Gestern sprach ich mit einem Mann von der Widerstandsbewegung, einem Südtiroler, einem jener zwielichtigen Kerle, denen man nicht über den Weg traut. Überall machen sie sich als alte Freiheitskämpfer mausig, nur nicht bei sich zu Hause. Denn dort kennt man sie. Vor dem Krieg hat er als Bersaglieri gedient. Den Krieg hatte er bei den „Preußen“ mitgemacht. Er gefiel mir nicht, aber er erzählte gut.“ Bei „Notabene 45“ handelt es sich um spitze Notizen, die der Schriftsteller gekonnt aneinanderreihrt und im Vorwort Parallelen zum Leben in einem Ameisenhaufen zieht: „Ich war eine Ameise, die im Zick-Zack durcheinanderlief, ich war eine Ameise, die Tagebuch führte“. Unbekannt war hingegen für viele Jahre, dass die Ameise Kästner unter verschiedenen Pseudonymen auch während der Zeit der Nationalsozialisten weiterarbeiteten konnte. Im Zick-Zack schlängelte er sich durch die grausamen Jahre des totalitären Systems, durch eine Zeit, die er unterschätzte.

„Der Fotograf ist nie auf dem Bild“

Der Literaturwissenschaftler Sven Hanuschek hat die umfassendsten Forschungen zu Erich Kästner betrieben und viele Funde zu einer Neubewertung des bekannten Autors ans Tageslicht gebracht. Ein Gespräch mit dem Autor.

Sie arbeiten gerade an der Herausgabe der Urfassung von Erich Kästner bekanntem Roman „Fabian“. Gibt es noch Unentdecktes?

Der „Fabian“ ist zuerst 1931 in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen; dem Erst-Lektor waren einige Passagen zu heiß: zu explizit sexuell, in einem Teilkapitel sicher auch zu politisch. Der Atrium Verlag will nun im Herbst die ursprüngliche, ungetkürzte Version mit textkritischem Apparat und ausführlichem Nachwort bringen, denn das ursprüngliche Typoskript hat sich im Nachlass Kästners erhalten. Ein Text, der den jungen, frechen, manchmal übermüdeten Kästner zeigt, eine reine Freude.

Vor 80 Jahren wurden bei der Bücherverbrennung der Nationalsozialisten auch Kästners Bücher verbrannt und er selbst hat diesen brutalen Geschtsakt live beobachtet. Dennoch ist seine Rolle als Schriftsteller zwischen 1933 und 1945 schwer durchschaubar...

... so schwer auch wieder nicht. Natürlich musste er Kompromisse machen, weil er weiterhin vom Schreiben leben wollte und musste. Nach 1945 hat er diese Kompromisse nicht wirklich offen auf den Tisch gelegt, das wäre in den Nachkriegsjahren aber ganz direkt auch kaum möglich gewesen. Inzwischen sind wir da gelasener, und wir können sehen, dass er sich schon ganz ehrenwert geschlagen hat. Kästner

ist der einzige Schriftsteller, von dem ich weiß, dass er ganz bewusst verschiedene NS-Institutionen gegeneinander gesetzt hat und dadurch für ein paar Monate die Genehmigung erhielt, Drehbücher für die UFA zu schreiben, wenn auch unter Pseudonym. Mit dem bitteren Ausgang des gänzlichen Verbots 1943-45, da ging wirklich gar nichts mehr für ihn.

Bereits im März 1933 schrieb er aus Meran an seine Mutter, dass er nicht wie andere Schriftsteller ins Ausland gehen würde. War seine Mutter einer der Hauptgründe, weshalb Erich Kästner in Deutschland blieb?

Er hat das wohl ganz richtig eingeschätzt; nicht er brauchte seine Mutter, um weiterhin sein Leben zu führen, aber sie brauchte ihn. Als 1945 die postalische Verbindung zwischen West- und Ostzonen monatelang zusammengebrochen ist und die Mutter in Dresden nichts mehr von ihrem Sohn hörte, ist sie tatsächlich zusammengebrochen. Infofern: Ja, sie war einer der Hauptgründe. Ein anderer Grund war aber sicher auch eine falsche Einschätzung zum NS-Regime, denn Kästner glaubte, der Spuk werde innerhalb eines Jahres wieder vorbei sein.

Das Kriegsende erlebte Kästner in Mayrhofen in Tirol und schildert es im Buch „Notabene 45“. Wie glaubwürdig sind die beschriebenen Erlebnisse?

Stimmen sie mit den Tagebuchaufzeichnungen Kästners überein?

Die Beschreibungen sind schon durchwegs glaubwürdig. Inzwischen ist das Tagebuch, das sogenannte Blaue Buch, vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach auch veröffentlicht worden, und wenn Sie die Texte vergleichen, wird deutlich, dass Kästner allerdings eine ganze zusätzliche Kommentarebene eingefügt hat. Er schreibt sich damit eine politische Hellsicht zu, die er so dann doch nicht besessen hat. Er hat sozusagen dem eigenen Dokument nicht vertraut und wollte es aufbereiten.

Wie und warum haben Kästner, seine Frau und seine Mutter immer wieder versucht, Kästners Biografie – in welcher Form auch immer – nachzubessern?

Das waren ganz verschiedene Gründe. Seine Lebensgefährtin Luiselotte Enderle hat in der Edition seiner Briefe an die Mutter etwa fast systematisch seine Freundinnen gestrichen. Ich würde sagen, sein Bild ist stark die Inszenierung einer Moralisten-Rolle, wie sie damals allgemein verstanden wurde und wie sie auch noch zu den Kinderbüchern gut gepasst hat. Er war aber Moralist und gleichzeitig Bohemien, und wusste das auch ganz genau – ein Moralist in seinem eigenen Verständnis (und dem der französischen Moralisten der Aufklärung) ist ein Beobachter der Gesellschaft, und der Fotograf, wie es in einem Epigramm Kästners heißt, ist nie mit auf dem Bild.

Gespräch: Martin Hanni



Foto: Literaturfest München

Literaturwissenschaftler Sven Hanuschek: „Kästner war Moralist und gleichzeitig Bohemien.“

Die Vatersprache als Muttersprache

Meine Vatersprache ist auch meine Muttersprache, eine Behauptung, die, wie man meinen könnte, fast nach Klamauk klingt. Was ist da so Besonderes dran, wenn überhaupt etwas dran ist, das es verdient, extra erwähnt zu werden? Genauer ausgedrückt heißt das, dass meine Muttersprache sowohl die Muttersprache meiner Mutter als auch die Muttersprache meines Vaters ist, was gar nicht so normal und selbstverständlich ist, bedenkt man, dass ich aus einem sprachlichen Interferenzgebiet komme.

Und in solchen Interferenzgebieten kann vieles passieren, was sonst kaum oder gar nicht passiert, auch mit der Beschaffenheit der Muttersprache. Das hängt zweifelsohne mit der Mehrsprachigkeit in solchen Gebieten zusammen, wo es zu einer ungewöhnlich hohen Anzahl von Mischehen kommt, in denen nicht unbedingt die Sprache der Mutter zur Muttersprache des Kindes werden muss. Es kann auch die Sprache des Vaters zur Muttersprache werden. Ebenso kann der Fall eintreten, dass ein Kind die Sprache der Mutter, das andere die Vatersprache als Mutter-

dig gesprochenen Sprache geboren werden, ist die Muttersprache sozusagen schon vorprogrammiert, sie wachsen in eine einzige Möglichkeit hinein, ob diese nun ihren inneren Ausdruckszwängen voll entspricht oder nicht, darüber wird erst gar nicht groß nachgedacht. Vielleicht liegt es auch daran, dass ein Kind, wenn es weniger sprachbegabt ist, eine Sprache als Muttersprache angenommen hat, die seiner Natur gar nicht entspricht oder sogar zuwiderläuft, und dass dieses Kind in einer anderen, seinem Wesen nach angemesseneren und verfügbareren Mut-

nach irgendeiner Auskunft, es ist eher ein Zustand, den dieses Wort beschreibt. Das Wort Sehnsucht hingegen bewegt sich auf etwas zu, ist irgendwie mobil, fast schon ein Vorgang, beschreibt eine ganz andere Art zu hoffen, eine Leichtigkeit liegt darin, fast möchte ich sagen, eine Art Leichtsinn, mit dem man an etwas glaubt, das sich erfüllen könnte, weil die Sehnsucht das Irrationale ausschließt, und, wenn es hochkommt, eine simple Sucht ist, das Bedürfnis nach Inbesitznahme klingt spürbar mit. So entstehen dann die Missverständnisse. Wenn das rumänische Wort dor mit dem deutschen Wort Sehnsucht übersetzt wird, und umgekehrt, wenn das deutsche Wort Sehnsucht mit dem rumänischen Wort dor, dann wird der Deutsche glauben, die Sehnsucht des Rumänen wäre identisch mit der Sehnsucht des Deutschen, und der Rumäne



Foto: daniel-ursprung.ch

sprache annimmt. Aber es geht auch noch komplizierter: es ist auch möglich, dass das Kind, wenn die Elternteile einer oder sogar zwei sprachlichen Minderheiten angehören, weder die Sprache der Mutter noch die des Vaters als Muttersprache annimmt, sondern die StaatsSprache, das heißt, die Sprache der Mehrheit der Bevölkerung. Auch umgekehrt passiert es, dass nämlich bei einem Kind, dessen Eltern zur Sprachgruppe der Mehrheitsbevölkerung gehören, die Sprache einer Minderheit zur Muttersprache wird. Oder ein Elternteil gehört der Mehrheitsbevölkerung an und das andere einer Minderheit und das Kind wird zum Sprecher einer anderen Minderheitensprache. Alle Möglichkeiten sind offen. In Interferenzgebieten, die ja von Mehrsprachigkeit geprägt sind, ist die Muttersprache das Ergebnis von besonderen Umständen und Zusammenhängen, Zufälle nicht ausgeschlossen, aber auch das ist normal und selbstverständlich. Und ganz gleich, welche Sprache zur Muttersprache wird, die anderen Sprachen gehen nicht spurlos an der Muttersprache vorbei, sie beeinflussen diese in beträchtlicher Weise auf ganz verschiedene Art.

Die Annahme einer Sprache als Muttersprache, jetzt abgesehen von Eltern, Erziehung und Schule, hängt in hohem Maße auch damit zusammen, welche Sprache, besser gesagt, welche Mentalität welcher Sprache der Mentalität des Kindes am nächsten liegt, welche geistige und seelische Disponibilität welcher Sprache den inneren Ausdruckszwängen am besten entspricht, welche Möglichkeiten welcher Sprache geeigneter sind, das Wesen seiner Natur leichter und genauer auszudrücken. Die Sprachdisposition ist, glaube ich, ein Vorteil, ja, ein Glück, weil die Annahme der Muttersprache inneren Bedingtheiten entspricht, nicht äußeren.

Bei Kindern, die im Umfeld einer einzigen leben-

tersprache sprachbegabter wäre, ich sage bewusst vielleicht, es ist eine gewagte Hypothese, beweisen lässt sich das nicht.

Siebenbürgen, woher ich stamme, ist vorrangig von drei Sprachen geprägt, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, weil sie drei grundverschiedenen Sprachfamilien angehören, dem romanischen Sprachstamm, dem finno-ugrischen und dem germanischen, und in keinerlei Weise miteinander verwandt sind. Das macht das Spannungsfeld ihrer Wechselwirkung noch attraktiver. Schon rein klanglich sind sie sehr unterschiedlich, strukturell erst recht. Jede Sprache hat ein eigenes Hallo, ein Echo, eine Mentalität, ein Umfeld, das sehr viel mit historischen und sozio-kulturellen Motivationen zu tun hat, die die Sprache prägen. In verschiedenen Sprachen löst oft ein Begriff zum Teil anders nuancierte Vorstellungen, Bilder, Erwartungen, Signale, Gefühle aus. Zum Beispiel das Wort Sehnsucht. Jedes rumänisch-deutsche Wörterbuch übersetzt das Wort Sehnsucht mit dem Wort dor. Doch zwischen der Sehnsucht in der rumänischen Sprache und der Sehnsucht in der deutschen Sprache gibt es erhebliche Unterschiede. Zuerst ist es die klangliche Andersartigkeit, der Unterschied zwischen den Vokalen, die eine spezifische Atmosphäre vermitteln, andere Erwartungen auslösen, genauer betrachtet, ein nuanciertes Verständnis evozieren, das sich in jeder der beiden Sprachen in eine andere Richtung bewegt. Dor ist eine Sehnsucht, die sich nicht zerdehnt, sondern sich fast zurücknimmt, aus einer gewissen Skepsis heraus, eine Sehnsucht, die etwas beschreibt, in dem mehr tiefe Schwermut liegt als Hoffnung, ein Gefühl, das Signale sendet, über denen mehr Schatten liegt als Licht, was auch viel mit Mystik zu tun hat. Das Wort dor ist eher im Irrationalen angesiedelt, es benennt weniger das Bedürfnis

wird denken, der Deutsche würde den gleichen dor empfinden wie er, der Rumäne, weil man ja das ganze Hallo, die Atmosphäre, die Richtung, in die sich der Sinn bewegt, nicht mit übersetzen kann, und die Vokale kann man erst recht nicht ändern, die die Bedeutungsebenen mitprägen.

Aber das beginnt schon mit der Onomatopoesie. Anders kräht der Hahn in der deutschen Sprache, anders in der rumänischen Sprache, und wieder anders in der ungarischen Sprache. Auch die Mentalität des Hahns in den drei Sprachen ist etwas verschieden, wenn man nur aufmerksam genug ist, um das festzustellen. Es gibt keinen abstrakten Hahn, also auch kein abstraktes Krähen, alles ist bloß ein Problem der Sprachmentalität. Und wie übersetze ich nun das rumänische Krähen eines Hahns ins Deutsche? Natürlich, indem ich den Hahn krähen lasse, wodurch ich einen Hahn im Hut verschwinden lasse und einen anderen Hahn aus dem Hut heraushole, denn würde ich einen Hahn im Deutschen rumänisch krähen lassen, wäre das für einen Deutschen kein Hahn. So kräht kein Hahn, cucurigu. Das gilt auch umgekehrt. Kein ordentlicher rumänischer Hahn würde kikeriki krähen. Also wenn ich cucurigu mit kikeriki übersetze oder kikeriki mit cucurigu, was ich ja zwangsläufig muss, habe ich ebenso zwangsläufig die Mentalität beider Sprachen verfälscht. In den dunklen Vokalen des cucurigu steckt eine Schwermut, ein dunkler Himmel, in den hellen Vokalen des kikeriki eine Schwellosigkeit, ein heiterer Himmel. Allein schon die Art, wie unterschiedlich der Hahn in der deutschen und in der rumänischen Sprache kräht, beweist, dass der Hahn im Deutschen von Natur aus etwas anderes darstellt als im Rumänischen.

Egal, wie vielsprachig man ist, im Grunde denkt

Sprache als ethnozentrisches Bollwerk oder kulturelles Wahrzeichen? In Siebenbürgen treffen drei völlig unterschiedliche Sprachen und Mentalitäten aufeinander, die eine gegenseitige Auseinandersetzung unausweichlich machen.

man bloß in einer einzigen Sprache, und zwar in der Sprache, die man als Muttersprache angenommen hat, alle anderen Sprachen sind Zweisprachen. Selbst wenn man eine Zweisprache so gut beherrscht, dass man sie perfekt spricht, der Denkprozess findet in der Muttersprache statt. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass man, wenn man in der Zweisprache spricht, auch in der Zweisprache denkt. Der Denkprozess findet in der Muttersprache statt, und im Kopf passiert eine Simultanübersetzung in die Zweisprache, die sich, je besser man die Zweisprache beherrscht, umso souveräner verselbständigt und zu einem Automatismus wird, der so schnell und so perfekt funktioniert, dass man es gar nicht mehr wahrnimmt und deshalb glaubt, in der Zweisprache zu denken. Dabei mache ich bewusst den Unterschied zwischen Denkprozess und täglicher, praktischer Kommunikation, die ja keine besonders komplizierten und differenzierteren Gedankengänge erfordert. Dass man zuerst abstrakt denkt und dann erst für das Gedachte die richtigen Wörter sucht, stets umschreibend, umformulierend, ist falsch. Man denkt schon in Wörtern, und die Arbeit an der besseren, genaueren Versprachlichung ist nichts anderes als die Arbeit am präziseren Denken.

Ich glaube, ich kann von mir ruhig behaupten, dass ich die rumänische Sprache fast perfekt beherrsche, und das war auch der Grund, weshalb rumänische Kollegen mich wiederholt aufgefordert hatten, auch rumänisch zu schreiben oder zumindest meine eigenen Texte selbst ins Rumänische zu übersetzen, was ich stets bleiben ließ. Hätte ich versucht, rumänisch zu schreiben, hätte ich in der deutschen Sprache gedacht und meine Texte in der rumänischen Sprache verfasst. Dabei wäre sicher ein komisches, unglaublichdiges Zwitterding entstanden, aber keinesfalls ein ordentlicher rumänischer Text. Die beiden Sprachen sind zu verschieden, als dass der rumänische Leser nicht sofort gemerkt hätte, dass der Text nicht in der rumänischen Sprache gedacht wurde. Ich bin auch der Meinung, dass man literarische Texte bloß aus der Zweisprache in die Muttersprache übersetzen kann, umgekehrt ist es äußerst problematisch, da das Denken so sehr mit der Struktur der Erstsprache, also der Muttersprache verschmolzen ist, dass es in der Zweisprache durchschlägt und deren eigene Spezifität darunter leidet. Und schon gar nichts halte ich von Interlinearübersetzungen als Grundlage für poetische Übertragungen, weil man das Hallo der Wörter, die spezifische Aura des Originals erst gar nicht mitbekommt. Dass allerdings gilt nur für die poetische Sprache und nicht für die Sprache als Kommunikationsmittel schlechthin.

In Rumänien staunten nicht wenige Schriftsteller und Journalisten, die aus Deutschland zu Besuch

Sigurd Paul Scheichl

kamen, dass ich nicht rumänisch schreibe. Es wäre doch aberwitzig, nicht in der rumänischen Sprache zu schreiben, wo ich doch in Rumänien lebte. Einer beschimpfte mich sogar und meinte, es sei reaktionär, in Rumänien in einer anderen Sprache zu schreiben, und noch dazu in der deutschen Sprache. Er war fest überzeugt, ich schreibe bloß deutsch, weil ich die deutsche Sprache für etwas Besonderes halte, und das machte mich in seinen Augen noch reaktionärer. Dass ich die rumänische Sprache sehr gut beherrsche, aber nur in der deutschen Sprache denken und deshalb nicht rumänisch schreiben kann, ließ er nicht gelten und meinte, dass ich auf diese Weise in Rumänien nicht recht zur Kenntnis genommen werde, und in Deutschland schon gar nicht, womit er nicht so unrecht hatte. Wenn ich schon, schlussfolgerte er, unbedingt in Deutschland zur Geltung kommen wolle, gäbe es bloß eine Chance, nämlich rumänisch zu schreiben, um dann eventuell ins Deutsche übersetzt zu werden.

Es geschieht auch, dass man die Muttersprache wechselt, und das hauptsächlich dann, wenn sich das sprachliche Umfeld ändert. Dieser Prozess vollzieht sich an dem Punkt, wo man in der neuen Sprache zu denken beginnt. Paul Celan, aus der Bukowina stammend, einem Interferenzgebiet, wo ebenfalls verschiedene Sprachen und Kulturen aufeinander stießen, hat auch bloß in seiner Muttersprache geschrieben, obwohl er zumindest noch drei andere Sprachen gut beherrschte: das Jiddische, das Rumänische, das Russische. Als er das sprachliche Umfeld wechselte, indem er nach Bukarest zog, hat es einen Versuch gegeben, rumänisch zu schreiben. Das Ergebnis sind die inzwischen berühmten drei Gedichte in rumänischer Sprache. Aber es ist bei diesem Versuch geblieben. Celan muss bald erkannt haben, dass er in der rumänischen Sprache zwar schreiben, doch nicht denken kann, und so hat er sich endgültig für die Sprache entschieden, in der er dachte, nämlich für die deutsche Sprache, und er dachte seine Muttersprache mit einer Konsequenz zu Ende, die vergeblich nach Vergleichen sucht. Daran änderte sich nichts, als er nochmals das sprachliche Umfeld wechselte, indem er nach Paris zog. Emile M. Cioran, aus dem Denken der rumänischen Sprache nach Paris ausgewandert, hat das Denken der französischen Sprache schnell gelernt, in deren Umfeld er lebte. Also konnte er irgendwann nicht mehr rumänisch denken, und er konnte schon gar nicht mehr rumänisch schreiben, weil er in der französischen Sprache zu denken gelernt hatte. Nicht, dass er dabei die Erfahrungen mit der rumänischen Sprache vergessen oder gar ad acta gelegt hätte; im Gegenteil, er hat diese Erfahrungen in das Denken der französischen Sprache hereingebracht. Ähnlich verhält es sich mit Eugène Ionesco. Nur

hat dieser andere Facetten des Denkens der rumänischen Sprache in die französische Sprache hereingeholt, nämlich das Aberwitzige, das fatal Groteske, während Cioran die Facette des tief Mystischen, der absoluten Resignation, des puren Nihilismus, aber auch des positiven Zynismus des Denkens der rumänischen Sprache in die französische Sprache einbrachte. Jede Regel hat auch ihre berühmten Ausnahmen, und im Falle der deutschen Sprache wären die eklatantesten Beispiele, die mir einfallen, Iwan Goll und Hans Arp, die beide sowohl deutsch als auch französisch schrieben und dachten und bei denen die Sprache mit dem Denken der Sprache übereinstimmt. Das kommt ganz selten vor.

Gelebte Mehrsprachigkeit, und die Betonung liegt auf gelebte, ist eine Seltenheit, da sie nur in Interferenzgebieten tatsächlich funktionieren kann, und deshalb ist sie auch umso wertvoller. Der Einfluss der anderen gelebten Sprachen öffnet das Denken in der Muttersprache, macht es unwahrscheinlich mobiler. Das Rumänische ist eine überaus sinnliche, bildhafte, phantasiereiche Sprache, kräftig im Ausdruck, sprunghaft, spontan, und ich bin ihrem Einfluss auf mein Sprachverständnis unendlich dankbar. Dasselbe gilt für die ungarische Sprache, obwohl ich diese nur sehr bruchstückhaft kenne. Trotzdem bin ich froh, zumindest eine Ahnung zu haben, wie das Denken in dieser Sprache funktioniert. Das Ungarische hat sprachlich keine Formen für den Konjunktiv oder für die Vorvergangenheit, auch für die Geschlechter nicht. Kann also dieses laute, doch sympathische Völkchen nicht differenziert denken? Oh doch, es denkt sowohl im Konjunktiv als auch in der Vorvergangenheit, es unterscheidet auch Geschlechter, obwohl das sprachlich, von der deutschen Grammatik aus gesehen, nicht erkennbar ist, aber dies Formen werden durch den Kontext versprachlicht. Also ein ganz anderes Denken der Sprache, als wir es vom Deutschen her gewohnt sind.

Zugegeben, nun hat die Mehrsprachigkeit nicht nur überwiegend positive Einflüsse auf die Muttersprache, sie kann auch destruktiv wirken, im Sinne, dass sie die Muttersprache oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Das geschieht durch zu häufig verwendete Lehnwörter oder sogar Lehnübersetzungen. Wenn ich den Satz sage: „Nach der sedinta geh ich die Bons gewinnen und nachher gib ich dir ein Telefon“, was habe ich da eigentlich gesagt? Ein solcher Sprachgebrauch war gar nicht unüblich in Siebenbürgen, vor allem, seit der große Exodus begonnen hatte und sich immer weniger Gelegenheiten boten, die Muttersprache zu pflegen. Der Hauptgrund, neben anderen wichtigen Gründen auch, weshalb ich letztlich ausgewandert bin, war letztlich sprachlicher Natur.



Verlassene Geschichten

Zwei Neuerscheinungen aus dem erzählerischen Frühwerk von Eginald Schlattner

Eginald Schlattner: *Mein Nachbar, der König. Verlassene Geschichten*. Hg. von Michaela Nowotnick. Hermannstadt-Bonn, Schiller Verlag, 2012

Eginald Schlattner: *Odem. Kritische Edition*. Hg. von Michaela Nowotnick. Hermannstadt-Bonn, Schiller Verlag, 2012

vor 1998, vor dem Geköpften Hahn, geschah – denn dass der Autor eines so komplexen und so gelungenen Romans schon Erfahrungen mit dem Schreiben gehabt haben musste, war offensichtlich.

Die von Michaela Nowotnick aus Schlattners Vorlass an den Tag geförderten Erzählungen stammen zum Teil aus den 50er Jahren, in denen sich der Student Schlattner anschickte, in den keineswegs kleinen Kreis der damaligen rumäniendeutschen Autoren zu treten – was an seiner Verhaftung (Ende 1957) scheitern sollte;

weitere sind 1960 und 1965 nach der Entlassung aus der Haft entstanden. Allein „Mein Nachbar der König“ (1992) steht zeitlich schon im Umfeld der Romane, die gelungenste Erzählung in den beiden schmalen Bänden: das traurige Bild einer vereinsamten alten Frau, umgeben von leicht grotesk gezeichneten Figuren in einer österreichischen Kuranstalt, mit starken Bezügen zu Rumänien, vor allem mit einem ausgeprägt satirischen Blick auf das westliche Bild von diesem Land.

Erschienen sind bisher nur der 1956 unter

Wer die drei großen Romane Eginald Schlattners über die ferne untergehende Welt der Siebenbürger Sachsen, der ältesten deutschen Minderheit in Rumänien, gelesen und sich von ihnen hat faszinieren lassen, den wird die Veröffentlichung dieser frühen Erzählungen freuen. Aus drei Gründen: weil Schlattner ein großartiger Erzähler ist, weil der Blick auf Siebenbürgen hier noch ein anderer ist als in den Romanen, deren Perspektive die der Zeit nach der Selbstauflösung der Minderheit ist, und vor allem weil man immer schon wissen wollte, was

Pseudonym veröffentlichte „Gefährte Rebhuhn“ und ein kleiner Auszug aus Odem (1957). Fast alle in Mein Nachbar, der König aufgenommenen Geschichten hat Schlattner sprachlich überarbeitet; Odem hingegen wird – wohl deshalb in einem eigenen Band – nach der Druckvorlage für das 1957 geplante Buch gedruckt, einem erhalten gebliebenen Typoskript; diese Erzählung ist nicht überarbeitbar und bleibt als Dokument stehen. (Die aufwändige, wie eine germanistische Übung wirkende Anlage der Edition sei hier nicht diskutiert.)

Die Qualität der Texte ist unterschiedlich. Odem ist von der Konstruktion her sehr anspruchsvoll – zu anspruchsvoll. Das Leben des früh der Tuberkulose erliegenden Proletarierkinds Gernot, das zum Dichter wird, wird auf zwei Ebenen erzählt: auf der einer auch schon stilisierten Biografie und auf der einer Wanderung zu den symbolisch zu verstehenden Höhen einer Winterlandschaft kurz vor seinem Tod. Alles bleibt sehr abstrakt; dieses traurige Leben könnte überall und nirgends gelebt worden sein. Die sprachliche Überhöhung von Gernots Schicksal misslingt dem jungen Autor, der auf Stilmittel zurückgreift, die in den dreißiger Jahren als modern gelten mochten, zumal in der fernen Provinz. Ein Beispiel: „ihre zögernden Worte, die auf flüsternden Schwingen aus der Stille gleiten und sinngemäß sein Bewusstsein berühren“ (106); ein anderes, mit einem Gruß aus dem Expressionismus: „ballte er sein stürzendes Wesen zu letzter Entscheidung.“ (114)

„Gediegene Erz“ von 1956, damals mit einem Preis ausgezeichnet, wie Odem den thematischen Vorgaben des sozialistischen Realismus verpflichtet (und ebenfalls nicht überarbeitet), weist ähnliche stilistische Schlacken auf, etwa

die Wahl einer unpassenden Stilebene (z. B. „Brodem“, 81). Dennoch ist diese Erzählung unvergleichlich interessanter, wegen der Gestaltung mancher Figuren, noch mehr wegen der Verankerung in der konkreten Situation der Sachsen, die sich dem Nachkriegs-Rumänien anpassen müssen. Geschickt kontrastiert der Autor eindrucksvolle Bilder der Freudlosigkeit am Beginn mit dem sehr dynamisierten Ende, dem „Aufbruch“ (89) eines Fests mit allen nationalen Gruppen des Orts. „Gediegene Erz“ ist eine Siebenbürgen-Geschichte, im Sinn der damaligen Politik und nach den Regeln des sozialistischen Realismus; wenn sie auch ein wenig historisch geworden ist, bietet sie doch Einblick in das damalige Selbstverständnis und die Überlebensstrategien der

Sachsen. Hier wird aktuell jene Situation beschrieben, die, im Rückblick, Thema des Geköpften Hahns und des Klaviers im Nebel werden sollte.

Der Zugriff des Schlattner der großen Romane auf die Wirklichkeit seines Lands ist schon in der zweitältesten dieser wiedergefundenen Geschichten, „Gefährte Rebhuhn“ (1956), da, der satirischen Charakterskizze eines überforderten rumänischen Funktionärs, gerade im Humor und im Sinn für das Groteske an der Gestalt, auch im Gespür für den Wandel Rumäniens unter dem neuen Regime. „Das Apfelbett“ (1965) hält mit liebevoller Ironie die damals noch wichtigste Institution siebenbürgisch-sächsischen Lebens, das evangelische Pfarrhaus, in ihrer Würde und in ihren Schwächen fest – ein besonders sympathischer und

persönlicher Text, entstanden übrigens vor Schlattners Entscheidung, Pfarrer zu werden. Der Streit zwischen dem Pfarrer und seiner Frau aus nichtiger Ursache und die Erzählung vom Entstehen seiner (dann doch nicht gehaltenen) Rachepredigt ist ganz auf dem Niveau der großen Romane.

Man muss Michaela Nowotnick dafür dankbar sein, dass sie Eginald Schlattner vom Sinn dieser Veröffentlichung überzeugt hat. Beide (grafisch ansprechenden) Bücher sind durch Angaben zur Entstehung der Texte, zur Überarbeitung von 2011 und durch Gespräche mit dem Autor ergänzt, die Einblicke in den Literaturbetrieb der deutschen Minderheit in Rumänien geben, auch durch die in einigen Dokumenten (z. B. Nachbar, S. 174) artikulierten marxistischen Forderungen an Literatur. Aus Südtiroler Sicht nicht uninteressant die Ablehnung des sächsischen Dialekts und sächsischen Sonderwortschatzes durch die Bukarester Lektoren. Beeindruckend bleibt der hier sichtbar gemachte weite und schwere Weg von den Konventionen der 50er Jahre (Odem) zum freien Erzählen Schlattners in den großen

Romanen nach 1990 – das doch in einigen dieser frühen Geschichten schon angelegt ist.

Nicht zuletzt ist erfreulich, dass die beiden Bücher in Siebenbürgen erschienen sind, in einem jungen Verlag. Es ist zu hoffen, dass das der Verbreitung dieser „verlassenen Geschichten“ außerhalb Rumäniens nichts im Weg stehen wird. Vor allem Mein Nachbar, der König verdient Leserinnen und Leser; diese Erzählungen befriedigen sowohl das Interesse an der Literatur einer fernen deutschen Minderheit als auch den Wunsch nach Lesevergnügen.

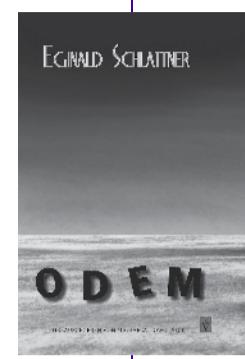


Foto: Cover

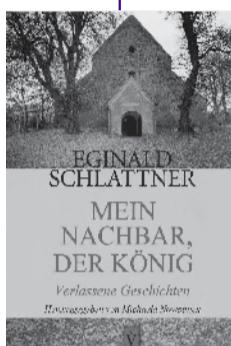


Foto: Cover

Michael Sallinger

Sich abfinden heißt: schon tot sein

Zum Tode von Stéphane Hessel

Mit alten Menschen verbindet man hierzulande nur zwei Typen: Mitfünziger, die unter Ausnutzung der Möglichkeiten, die ihnen das Pensionsystem bietet, von einer immer mehr agrosierenden Freizeitindustrie betreut, in den Unruhestand fliehen und um alles in der Welt den Eindruck besonderer Lebensfreude und Sport-

Alten unentwirrbar in die Scheußlichkeit der NS-Zeit verheddert, als dass man von einer Weisheit sprechen könnte, ohne rot zu werden, in einem Land, in dem der Antisemitismus, die Migrantenfeindlichkeit, die Xenohysterie und die Unmenschlichkeit in einem Maße zunehmen, dass einem schwindelt. Wie denn über-

konnte. So leben wir vor uns hin, zerstreut, heute durch dieses, morgen von jenem. Schon, dass es einmal eine Welt gab, in der das an-

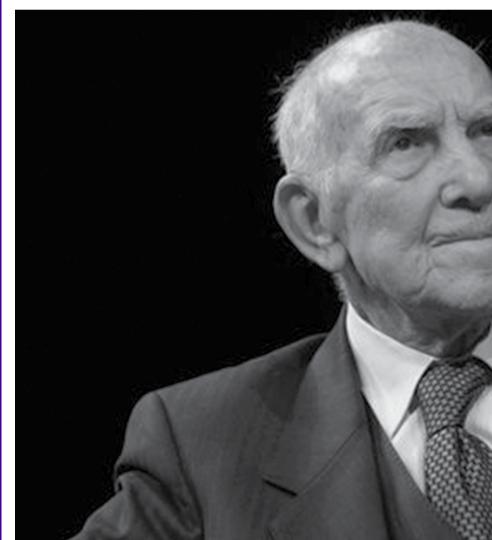


Foto: © AFP/Patrick Kovarik/Getty Images

lichkeit erwecken wollen auf der einen Seite, und ein paar alte Demente, die man lieber wegsperrt und von denen man nichts wissen will. Von einer Weisheit des Alters oder gar einer Achtung dafür ist man weit entfernt. Das hat freilich auch Gründe: noch sind zu viele der

haupt die Vernunft als die letzte Hinterlassenschaft einer so genannten Aufklärung immer mehr in das Hintertreffen gerät, und, auch damit hängt das zusammen, die Bildung als ihr Fundament in eine weitere Ferne gerückt ist, als man sich noch vor hundert Jahren denken

Stéphane Hessel
(Berlin, 1917 – Paris,
2013): Moralisches
Gewissen Europas
im Geist der
Aufklärung

Herausgeber	Distel - Vereinigung	AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL
Erscheinungsort	Bozen	Deutsche Kultur
Präsidentin	Gertrud Gasser	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Armin Gatterer, Karl Gudauer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen	Bernhard Nußbaumer	
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Alexandra Platter	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15	
homepage	Tel. ++39/0471 - 977468	
Druck	Fax ++39/0471 - 940718	
Grafik	info@kulturelemente.org	
Bezugspreise	www.kulturelemente.org	
Abonnement	Fotolito Varesco Auer	
Bankverbindungen	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
	Inland: 3,5 Euro, Ausland: 4 Euro	
	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
	Südtiroler Landessparkasse Bozen:	
	IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur
mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Autorin
Hannes Egger, Lana
Kulturmediator,
Künstler, Publizist

Ulrich Egger, Meran
Künstler und Erzieher

Julia Frank, Laatsch
Bildhauerin

Martin Hanni, Bozen
Literaturwissenschaftler,
Filmmacher, Publizist

Sven Hanuschek, München
Professor für Deutsche
Philologie, Publizist

Franz Hodjak, Usingen (D)
Schriftsteller

Volker Klotz, Bozen
Amtsdirektor im
Amt für Bibliothekswesen

Brigitte Kustatscher, Brixen
Literaturwissenschaftlerin,
Publizistin

Lea Moser, Stuttgart
Stabsbereich
Kommunikation des ifa
(Institut für
Auslandsbeziehungen)

Michael Sallinger, Innsbruck
Rechtsanwalt, Autor, Publizist

Sigurd Paul Scheichl, Innsbruck
Professor für Neuere Deutsche
Literatur, Publizist

Dietrich Schulze/Solta,
Bautzen/Budysin
Professor für Sorabistik/Leipzig,
Direktor des Sorbischen
Institutes

Marion Stensel, Cottbus
Leiterin der sorbischen
Redaktion des rbb
(Rundfunk Berlin Brandenburg)

Helmut Schönauer, Innsbruck
Rezensent, Mitarbeiter
der Universitätsbibliothek

ders war, kommt einem wie ein Traum vor, von einem Leben, das so fern geworden ist, dass es schimmert, als wäre es aus Alabaster. Wir wissen davon, dass es nicht so war; das ändert aber nichts an unserem Zorn darüber, dass niemand seinen Chargaff gelesen hat und noch weniger ihn beherzigen. In einer Frankfurter Zeitung heute zwei Beträge: ein Symposium über Gadamer, dessen Werk eben von jüngeren Herrschäften geschlachtet wird, und ein fare-well für Stéphane Hessel.

II

Empört Euch. Engagiert Euch. Ja: so etwas gibt es – Alte, die nicht in einem Heim vor sich hindämmern und solche, die nicht damit befasst sind, sich mit siebzig einer Figur wie fünfzig zu erhalten und die von was anderem als von zotigen Witzen und dem, wie schlecht alles geworden ist, sprechen können. Empört Euch: das ist der Aufruf eines Mannes, der viel und nicht das Schönste erlebt hat; der unter den Grauen der Nazi gelitten hat, der im Lager war,



Foto: Cover

der in der Résistance war und der sein Leben der internationalen Rechtsentwicklung verschrieben hat. Solche Menschen sind Kunstwerke, weil sie zeigen, was das Leben sein kann und was der Mensch sein kann. Sie sind nicht nur Kunstwerke, sie sind auch Zeugen gegen das Behäbige, das Schlaffe, den faulen Kompromiss und gegen jene monde bourgeois, die mit einem graueinen Gespinst aus kleinen Schimmelfäden der überkommenen und vertrauten Halbmoral alles überzieht, mit einem Film, unter dem nichts mehr gedeihlt als das Schiefe, das Schlaffe, das Verblasene und das Törichte; der Kompromiss, aus dem die Tode sind. Sich abfinden heißt: schon tot sein.

III

Der Vater hat ein sehr schönes Buch über Berlin geschrieben; er war ein Journalist; die Mutter ist durch den Film Jules und Jim berühmt geworden; sie stand der weiblichen Hauptperson Pate. Der Sohn sprach Deutsch fast ebenso gut wie Französisch. Einmal zeigte

er in einem Film den Platz in Paris, wo er verhaftet worden war; in seinen Augen war das Grauen noch zu sehen.

IV

Ach, das Leben. Ja: das Leben. In dem Spannungsbogen zwischen diesen beiden Sätzen ist alles versammelt, was Leben sein kann und was Leben nicht sein kann. Das Feuer des Lebens, das ist der Funke, den wenige weiter tragen in manche hinein – plötzlich zeigt sich, dass der Mensch kein Knecht sein muss. Empört Euch, engagiert Euch. Mehr bleibt nicht zu tun. Dass einer mit über neunzig Jahren in zwei kleinen Flugschriften das Wunder der künstlichen Beatmung einer satt gewordenen Jugend geschafft hat, das ist ihm nicht genug zu danken.

Ich werfe eine Blume auf das Grab, voller Dank, dass mein Zorn, mein Aufbegehren, meine Wut, meine Liebe, mein Einsatz, mein Tun, meine Entscheidungen, mein Leben, das noch nicht kalt, der Kampf für das Recht und gegen die Agonie einen Paten hat. Stéphane Hessel hat uns bereichert, mehr, als den Mächtigen lieb sein kann.

WAS
WANN
WO COSA
QUANDO
DOVE

NEW!
Magazine
+ Website

kultur.bz.it cultura.bz.it

gefördert von
Stiftung Südtiroler Sparkasse
Fondazione Cassa di Risparmio
sostenuto da

Available on the
App Store

Der Kultur-Veranstaltungskalender / Calendario delle attività culturali
Eine Initiative der Stiftung Südtiroler Sparkasse / Un'iniziativa della Fondazione Cassa di Risparmio